

NR. 717—723

APRIL 1926

XXVII. JAHR

DIE FACKEL

HERAUSGEBER

KARL KRAUS

INHALT:

Die Presse. Von Wilhelm Liebknecht, vom Papst und von Honoré de Balzac / Briefe Wilhelm Liebknechts / Notizen / Kerr in Paris / Hofmannsthal und die Bezüge / Glossen / Unter aromatischen Menschen / Das geht nicht / Vorlesungen / Verkürzte Achtung / Der Nichtgenannte

NACHDRUCK VERBOTEN

Preis dieses Heftes:

Kč 14.—

**Auf diesen Preis darf in keiner Verkaufsstelle
ein Zuschlag gemacht werden.**

VERLAG 'DIE FACKEL', WIEN

III., Hintere Zollamtsstraße 3 :: Telephon Nr. 92255

ERSCHEINT VIERTELJÄHRLICH MINDESTENS EINMAL.

Unverkäuflicher Anzeigenraum)

FRANZ JANOWITZ
AUF DER ERDE
Gedichte

Mit einleitenden Versen von Karl Kraus
Drugulin-Druck

KURT WOLFF VERLAG / MÜNCHEN

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Soeben erschienen:

ERINNERUNG
AN GEORG TRAKL

Mit zwei Bildnissen, zwei faksimilierten Handschriftproben und
einem Bild der Grabstätte des Dichters auf dem Friedhof von
Mühlau bei Innsbruck

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

PETER ALTENBERG / DER NACHLASS

S. Fischer, Verlag, Berlin

Verlag Jahoda & Siegel, Wien—Leipzig

Mechtilde Lichnowsky: Der Kampf mit dem Fachmann

Broschiert Rm. 3.60, Leinen Rm. 4.80

Verlag der Buchhandlung Richard Lányi:

Nestroy: Der konfuse Zauberer

Bearbeitung, Zusatzstrophen und Nachwort von Karl Kraus
Mit einer Notenbeilage

Kartonierte Rm. 2.—

Ein Teil des Ertrags für eine Verwandte des Dichters

DIE FACKEL

Nr. 717—723

ENDE MÄRZ 1926

XXVII. JAHR

Die Presse

VON WILHELM LIEBKNECHT

Aus der Festrede, gehalten zum Stiftungsfest des Dresdener Bildungsvereins
am 5. Februar 1872

Der schmachvollen Rolle, welche die Presse im Bismarck—Bonaparte'schen Krieg gespielt, habe ich bereits gedacht. Sie that damals nur, was sie immer thut — bloß, daß die Gelegenheit eine ungewöhnlich günstige war, und die Leistungen in das grellste Licht gestellt und mit dem brilliantesten Erfolg gekrönt wurden. Der Fetischdienst der brutalen Gewalt, das Kreuziget Ihn! Gegen jeden, der dieser verrotteten Gesellschaft die Maske abreißt, die Umdrehung aller Begriffe: die Infamie zur Tugend gemacht, der Koth vergoldet ... die nationalen Vorurtheile gepflegt, der Nationalhaß geschürt, — wann und wo hätte — kurze Lichtblicke abgerechnet — die Presse je eine andere Mission verfolgt? Dienerin des Klassenstaats und der Bourgeoisiegesellschaft — was ihnen förderlich, das unterstützt, das verherrlicht sie, und wäre es der ekelhafteste Auswurf — was im Widerspruch mit ihnen, das begeistert sie, und wäre es das höchste Kleinod echt menschlicher Kultur. Die Charakterlosigkeit wird geachtet, der Charakter in Schmutz gezogen, die Ungerechtigkeit als göttliche Weltordnung gepriesen, die sozialen Schäden mit Schönplästerchen bedeckt — kurz: Gemeinheit, Lüge, Korruption; Korruption im niedersten Sinn: *Alles für Geld — für Alles Geld*. Wie kein politischer, so ist kein industrieller Schwindel zu schwindelhaft, zu niederträchtig, zu unflätig um nicht in dieser Presse die begeistertste Unterstützung zu finden — für Geld. Vermittelt der Presse treibt der Börsen— und Gründungsschwindel seine Bauernfängerei im Großen: er stellt die Fallen, legt die Garne und die Presse füllt sie ihm — und dabei sich selber die Taschen.

Die Tagespresse ist der treue Spiegel der Staats— und Gesellschaftszustände; und dem unparteiischen und unerbittlichen Geschichtsschreiber der Zukunft wird ein Jahrgang unserer Zeitungen genügen, um den heutigen Staats— und Gesellschaftszuständen das Verdammungsurtheil zu sprechen.

*

VOM PAPST

Der Papst über die Presse als Lebensfaktor
Bei einer Feier zu Ehren des P. Claret
Rom, 7. Januar 1926

Bei einer zu Ehren des P. Claret, des Gründers der Herz—Jesu—Missionen, im Vatikan abgehaltenen Feierlichkeit führte der Papst aus, daß P. Claret

ein moderner Diener Gottes gewesen sei, weil er bei seiner Arbeit die neuesten Mittel angewendet habe, welche die alte Welt nicht gekannt habe, und die heute Lebensfaktoren seien, wie die Presse und das Buch. *Wenn der heilige Paulus heute leben würde, wäre er Journalist geworden.* Er, der so viele Briefe an die Völker gerichtet habe, hätte sich sicher für die Propagierung seiner Ideen der Presse bedient.

*

VON HONORÉ DE BALZAC

»Die Zeitung, die ein Heiligtum hätte sein sollen, ist ein Mittel, für die Parteien geworden, aus einem Mittel ist sie ein Geschäft geworden; und wie alle Geschäftsunternehmungen ist sie ohne Treu und ohne Ehrlichkeit. Jede Zeitung ist ... eine Bude, in der man dem Publikum Worte von der Farbe verkauft, die es haben will ... Eine Zeitung ist nicht mehr dazu da, die Meinungen zu erklären, sondern ihnen zu schmeicheln. Daher werden alle Zeitungen nach einiger Zeit erbärmlich, heuchlerisch, infam, lügnerisch, mörderisch sein; sie werden die Ideen, die Systeme, die Menschen töten und werden gerade dadurch blühen und gedeihen. Sie werden die Wohltat genießen, die allen imaginären Wesen zugutekommt: das Übel wird geschehen, ohne daß jemand daran schuldig ist ... Napoleon hat für diese moralische oder, wenn Sie lieber wollen, unmoralische Erscheinung den Grund angegeben; er hat darüber ein prachtvolles Wort gesagt, auf das ihn seine Studien über den Konvent gebracht haben: 'Für die Kollektivverbrechen ist niemand haftbar.' Die Zeitung kann sich das abscheulichste Benehmen gestatten, niemand glaubt, sich damit persönlich schmutzig zu machen ... Wenn die Zeitung eine niederträchtige Verleumdung erfindet, hat man sie ihr berichtet. Kommt jemand und beklagt sich, so entschuldigt sie sich mit der großen Freiheit. Wird sie vors Gericht gezogen, dann beklagt sie sich, daß man ihr keine Berichtigung geschickt hat; aber wenn man ihr eine schickt, dann lehnt sie sie lachend ab und spricht von ihrem Verbrechen wie von einer Kleinigkeit, die nicht der Rede wert wäre. Schließlich verhöhnt sie ihr Opfer, wenn es Recht bekommt. Wird sie bestraft, hat sie zuviel Geldstrafen zu zahlen, dann denunziert sie den Klagen als einen Feind der Freiheit, des Landes und der Aufklärung ... So sind ihre Verbrechen Kleinigkeiten! ihre Angreifer Scheusale! und nach einiger Zeit glauben die Leute, die sie alle Tage lesen, alles, was sie will. Von nun an ist nichts, was ihr mißfällt, mehr patriotisch, und sie wird nie unrecht haben. Sie bedient sich der Religion gegen die Religion, der Verfassung gegen den König; sie verhöhnt die Behörden, wenn die Behörden sie ärgern; sie lobt sie, wenn sie den Volksleidenschaften schmeicheln. Um Abonnenten zu ergattern, erfindet sie die rührendsten Märchen, führt sie Possenspiele auf wie Hanswurst. Die Zeitung würde eher dem Publikum ihren eigenen Vater zum Frühstück servieren, als darauf verzichten, es unausgesetzt zu interessieren und zu amüsieren ... Wir werden es erleben, wie die Zeitungen, die anfangs von Ehrenmännern geleitet werden, später unter das Regiment der Mittelmäßigen kommen, die die Geduld und die Nachgiebigkeit des Gummilastikums haben, die den wahren Talenten fehlt; oder sie kommen an die Krämer, die das Geld haben, sich die Federn zu kaufen. Wir sehen davon schon jetzt allerlei. Aber in zehn Jahren wird der erste beste Bursche, der vom Gymnasium kommt, sich für einen großen Mann halten, wird in die Spalten eines Journals steigen, um seine Vordermänner zu prügeln, wird sie an den Füßen herunterziehen, um ihren Platz zu bekommen. Napoleon hatte sehr recht, die Presse

zu knebeln ... Je mehr man den Journalisten Konzessionen macht, um so anspruchsvoller werden die Zeitungen. Heute sind die Journalisten Parvenüs; aber ihnen werden ausgehungerte und arme Journalisten folgen. Die Wunde ist unheilbar, sie wird immer bösartiger, immer fressender; und das Übel wird immer größer, je mehr es geduldet wird, bis zu dem Tag, wo über die Zeitungen durch ihre Üppigkeit und Massenhaftigkeit die Verwirrung kommt, wie in Babylon. Wir wissen alle, wie wir hier sind, daß die Zeitungen in der Undankbarkeit weitergehen werden als die Könige, daß sie in Spekulationen und Berechnungen weitergehen als der schmutzigste Kaufmann, daß sie unsere Intelligenzen zugrunde richten werden, damit sie jeden Morgen ihren Hirnfusel verkaufen ... «

Briefe Wilhelm Liebknechts

(ZUR 100. WIEDERKEHR SEINES GEBURTSTAGES, 29. MÄRZ 1826)

Von Wilhelm Liebknecht sind in der Fackel, in den Jahren 1899 und 1900, die folgenden Beiträge als Manuskript erschienen: Nachträgliches zur »Affäre« I (Nr. 18), Nachträgliches zur »Affäre« II (Nr. 19), Schlußwort (Nr. 21), Das Ende einer Komödie (Lex Heinze) (Nr. 42), Zweierlei Nachträgliches (Nr. 44). Ein Parteigenosse Liebknechts hatte mir von seiner Absicht erzählt, sich für die Sache des Barbiergehilfen Ziethen, eines Opfers der vaterländischen Justiz, einzusetzen und im Gegensatz zu diesem Fall gegen das Treiben der Dreyfuspresse aufzutreten, welche die gefahrlose Gelegenheit benützte, ihre freiheitliche Gesinnung jenseits der Landesgrenze zu bewähren. Jener Parteigenosse hatte Liebknecht mit der Fackel bekanntgemacht und mich angeregt, ihn zur Publikation seiner Arbeiten, die er in einem Parteiorgan weder veröffentlichen konnte noch wollte, einzuladen. Aus der Zeit seiner Mitarbeit haben sich außer den Manuskripten der Beiträge und einigen Telegrammen die folgenden schriftlichen Mitteilungen gefunden, die zumeist auf dem Briefpapier des 'Vorwärts', dessen Chefredakteur der alte Liebknecht war, und des deutschen Reichstags niedergeschrieben sind; die letzte ist zwei Wochen vor seinem Tode datiert. Briefe, die in die Zeit zwischen Mitte Februar und Mitte Mai fallen, sind vorläufig nicht zum Vorschein gekommen; eine Unterbrechung von so langer Dauer — wiewohl damals auch kein Beitrag erschien — ist mir nicht erinnerlich. Orthographie und Unterstreichungen der Originale sind im Druck genau eingehalten. Dem Verständnis des Lesers ergeben sich, vor den Tatsachen der Fackel—Gegenwart, ganz andere Wortsperrungen von selbst.

Mein lieber H. College!

Ich telegraphierte: wenn möglich ja. *Ganz* frei kann ich mich aber erst aussprechen, nachdem der Prozeß entschieden ist. Ich möchte nicht den Anschein erwecken, als käme ich dem französischen Spionengesindel zu Hülfe. Bis dahin läßt sich aber sehr viel sagen — und, wenn ich irgend Zeit habe, werde ich es thun.

Schicken Sie mir doch ein paar Nummern Ihres Blattes.

31. 7. 99.

Mit Gruß der Ihrige
W. Liebknecht

Verehrter Herr!

Ihren Brief erhalten. In den nächsten Tagen kann ich den Artikel nicht schreiben — ich habe keine Zeit. Aber für eine spätere Nummer gedenke ich zu schreiben. Schicken Sie mir nur Ihr Blatt.

2. 8. 99.

Mit herzlichem Gruß

der Ihre

W. Liebknecht

Im Grunewald auf dem Spaziergang geschrieben, daher mit Tintenstift, was ich zu entschuldigen bitte.

5. Aug. 99

Hochgeehrter Herr!

Ihren Brief erhalten. Bis zum 16. d. *vielleicht*. Meine Bedenken wurzeln nicht darin, daß ich eine Enttäuschung durch den Prozeß befürchtete — ich hatte Dreyfus weder für schuldig noch für unschuldig — aber ich will den Gegnern der Revision nicht Wasser auf die Mühle geben.

Herzlichen Gruß

W. Liebknecht

[Ohne Datum]

Hochgeehrter Herr!

Anbei einen Art. I ^{1.}, Art. II folgt im Lauf einer Woche. ich muß Sie aber bitten, mir den Artikel *nebst* Manuskript zur Revision *zu übersenden*, er wird *umgehend zurückgeschickt*.

Mit herzlichem Gruß

W. Liebknecht

160 Kantstr.

Charlottenburg.

Lieber H. College!

Anbei II. Korrektur mit Man. erbeten. III (letztes) folgt gelegentlich.

Gruß

3. 10. 99

W. L.

6. Oktober 99

Lieber H. College!

Mit der Änderung bin ich einverstanden. Nur möchte ich es etwas aggressiver machen gegen diese Selbstbeweihräucherer.

Beim »Nachträglichen« muß es doch wohl bleiben. Ich hätte sonst II anders zu schreiben gehabt. Interessant soll's schon werden. Ich bleibe bis *Sonntag* Vormittag 11 in Berlin. Dann geht's nach *Hannover*. Dann ist meine Adresse für 7 Tage:

Sozialdemokr. Parteitag, Hannover.

Artikel III kommt *nach* Parteitag.

Gruß

W. L.

Verehrter H. College!

Beim besten Willen geht's nicht bis heute. Während des Parteitags habe ich zu viel liegen gelassen. Mitte nächster Woche kommt das

1 Erschienen Ende September 1899.

[KK]

Schluß—Manuskript. Sind nicht Angriffe erfolgt? Man scheint dem Kampf aus dem Weg gehen zu wollen.

19. 10. 99

Mit herzlichem Gruß
W. Liebknecht

Lieber H. College!

Einen anderen Titel kann ich doch nicht gut machen. Es paßt nicht zur ganzen Anlage.

Wenn Sie mir die Korrektur schicken, schlagen Sie einen Titel vor. Ich will sehn. Auch wenn Sie einen Wunsch haben — nur heraus damit.

Über den Congreß etc. kann ich jetzt nicht schreiben.

In Eile

22. 10. 99

Herzl. Gruß
W. Liebknecht

Ich bitte um einige Exemplare meines zweiten Artikels!

Lieber Herr College!

Anbei die Korrektur zurück. Ich habe so ziemlich all Ihren Wünschen Rechnung getragen. Beim Moltke hatte ich bloß das T vergessen. Und den Moltke kennt man doch in Östreich?

Den Adler lassen Sie in Ruhe. Er sieht *ein*, daß er eine Dummheit mitgemacht. Aber —

Haben Sie doch die Güte, je ein Exemplar meiner 3 Artikel — diese angestrichen — zu schicken an:

1) Mons. Jules Guesde, 5 Rue Rodier Paris

2) Mons. Edouard Vaillant, Deputé 15 Villa du Bel Air Paris

3) H. Hyndman, Esq. Queen Anne's Gate Westminster London.

Was etwa noch gegen mich erscheint, bitte ich mir zuzuschicken.

Das Uebersandte anbei zurück.

27. 10. 99.

Mit herzlichem Gruß
der Ihre
W. Liebknecht

Lieber H. College!

Ich vergaß gestern zu erwähnen, daß es mir ganz recht ist, wenn Sie zu der Stelle, wo ich von den Schimpfbriefen etc. rede, eine recht gepfefferte Bemerkung über die *Ihnen* zugegangenen Sudeleien machen. Nur persönlich mit Ihrer Unterschrift.

Haben Sie irgendein *meine Parteitätigkeit nicht berührendes polemisches* Thema, so lassen Sie es mich wissen. Dann schreibe ich Ihnen gelegentlich wieder etwas.

Und wenn Sie mit *Harden* bekannt sind, sagen Sie ihm doch, er möge mir sein Blatt in die *Privatwohnung*: Kantstraße 160 Charlottenburg schicken lassen. Was in die *Redaktion* geht, wird in der Masse übersehen. Sagen Sie ihm jedoch nicht, daß ich diesen Wunsch geäußert. Denn wir stehen auf *gar keinem* persönlichen Fuß.

Also die Artikel schicken Sie an die angegebenen Adressen — nicht wahr?

28. 10. 99

Mit Gruß
W. Liebknecht

31. Okt. 99

Lieber H. College!

Buch erhalten.

Gut, daß Sie die 2 ersten Art. schon abgeschickt haben. Aber der 3. muß auch an dieselben Adressen geschickt werden.

Ferner gebe ich noch folgende Adressen:

Mons. Raymond Lavigne

10 Rue Rolland Bordeaux (Frankreich)

Mons. Jean Jaures, Rue Paul—Lelong 4 Paris.

Mit Adler habe ich über die »Affaire« nicht gesprochen. Aus einigen Wendungen in der »Arbeiterzeitung« entnehm ich aber, daß er nicht zu den Ganzgläubigen gehört hat.

Das Honorar für die drei Artikel, dessen Festsetzung ich Ihnen ganz überlasse, bitte ich *vor Weihnachten* zu regulieren, da ich dann in arger Geldbedrängnis sein werde. Ich bin nämlich ein *doppelter* Proletarier—, als Sozialist und als Journalist.

Besinnen Sie sich auf ein Thema für mich.

Gruß
W. Liebknecht

2. Nov. 99

Lieber H. Kraus!

Fischer ¹ war allerdings der allernüchternste Mann in Berlin; er erblickt in mir den Inbegriff alles Bösen — das Grundhindernis der Reformierung und Hoffähigmachung unserer Partei.

Ich selbst bin in den Buchhändlerkreisen ebensowenig bekannt wie in den Schriftstellerkreisen (welch letzteren ich mich mit besonderer Sorgfalt fern halte), und weiß keinen anderen Rath, als den Sie selbst *mir* gegeben haben: nämlich Dr. Berthold ². Er ist in den einschlägigen Dingen besser bewandert als ich.

In der »Zukunft«—Sache wende ich mich an ihn, und es war tatsächlich ein Unsinn, daß ich *Sie* belästigte.

Mit herzlichem Gruß
W. Liebknecht

Wie viel Exemplare setzen Sie ab?

Und sind Sie näher mit Adler bekannt?

Lieber H. College!

Die »Zukunft« erhalte ich jetzt regelmäßig. *Ihre* Angelegenheit wird Berthold gewiß ebenso rasch erledigen. — Sehr lieb wäre mir, wenn ein Sonderabdruck meiner Artikel gemacht würde ³. — Die (fast ausschließlich anonymen) Schimpfbriefe an mich beschäftigen sich hauptsächlich mit *Ihrer* Person. Auf *Sie* scheint der Dreyfus—Liberalismus eine grimmige Wuth zu haben. *Mich* schät-

1 Sozialdemokratischer Stadtverordneter, der mir persönlich nicht bekannt war. Worauf es sich bezieht, ist nicht mehr feststellbar. Vermutlich war sein Name in Verbindung mit einer Möglichkeit genannt worden, die Artikel in Deutschland zu verbreiten. [KK]

2 Dr. Arthur Berthold, Herausgeber von »Spemanns Deutsches Reichsbuch« (Politisch—wirtschaftlicher Almanach 1899 und 1900) und »Bücher und Wege zu Büchern« (unter Mitwirkung von Elisab. Foerster—Nietzsche, Peter Jessen und Philipp Rath, bei Spemann 1900). Es hat sich wohl um die Verbreitung der Liebknecht'schen Aufsätze als Broschüre gehandelt. [KK]

3 Ist tatsächlich erschienen. [KK]

ze man hoch, aber warum habe ich für den bösen Kraus geschrieben!

Mit herzlichem Gruß

4. 11. 99

der Ihrige
W. Liebknecht

7. 11. 99

Lieber H. College!

Die Nrn. der »Fackel« sind an die französischen Adressen gelangt. Dort in Frankreich wird's mit dem Todtschweigen nicht gelingen.

Gruß
W. Liebknecht

Lieber H. College!

Anbei das Schreiben ¹ zurück. In Bezug auf die Broschüre kann ich gar nichts thun. Um Geschäftliches habe ich mich grundsätzlich nie bekümmert ². Dadurch bin ich arm geblieben, aber auch sauber. Ist *meine* Mithilfe nöthig, so muß der Sonderabdruck unterbleiben.

Auf die Schimpf— und Drohbrieife bitte ich Sie, so wenig Werth zu legen wie ich. Positives gegen Sie hat keiner geschrieben. Ich habe mich übrigens, ehe ich für Sie schrieb, genau erkundigt, und auch von *Gegnern* nichts, was Ihre Ehre irgend berührte, zu hören bekommen. Also darauf lassen Sie sich am Besten gar nicht ein.

Das Honorar betreffend habe ich keine Wünsche. Geben Sie mir, was Sie wollen und können.

Mit herzlichem Gruß
W. Liebknecht

8. 11. 99

Lieber H. College!

Gestern erhielt ich 208 M. als Honorar. Herzlichen Dank. Der größere Theil wurde sofort für Weihnachten zurückgelegt.

Mit Gruß und in großer Eile — der verwünschte Parlamentarismus! —

Der Ihrige
W. Liebknecht

16. 11. 99.

1 Ein Brief des Redakteurs einer sozialistischen Zeitung:

Teplitz, den 4. 11. 1899

Sie werden es vielleicht nicht begreifen, wie gerade ich dazu komme, mir das Recht anmaßen zu dürfen, Ihnen Ihre Zeit zu stehlen und Sie mit meinem Briefe zu langweilen. Aber das thut nichts zur Sache, ich muß es Ihnen doch sagen: durch die Veröffentlichung der Artikel von Liebknecht haben Sie sich den Dank aller Jener verdient, die gewohnt sind, abseits zu gehen, und deren geistige Selbstständigkeit noch nicht in irgend einem »Prokrustesbett« zurechtgestutzt wurde. Die in ganz unaufdringlicher Form geschilderten Gedanken drängen sich einem mit solcher Gewalt auf, daß man sich sagen muß: ja, so dürfte es sein, der Mann scheint Recht zu haben. — Sie sollten im Einverständnis mit »unserem Alten« die Artikel in Broschürenform herausgeben, damit dieselben auch von den *Arbeitem* gelesen würden. Der Name W. Liebknecht bietet gewiß für eine weite Verbreitung dieser Broschüre die beste Gewähr. —

Das wollte ich Ihnen also sagen und Ihnen gleichzeitig meine Freude ausdrücken über die Rücksichtslosigkeit, mit der Sie das Cliqueswesen bekämpfen, welches heute leider überall und ganz besonders in allen politischen Parteien ohne Unterschied eine bedeutende Rolle spielt. — —

[KK]

2 Die Broschüre sollte in Deutschland verbreitet werden.

[KK]

Lieber H. Kraus!

Anbei den Brief zurück. Dummes Zeug, auf das man nicht antworten kann.

Ihre Notiz im Briefkasten ¹ hatte ich allerdings übersehen. Jetzt habe ich sie gelesen. Gut.

Etwas zu schreiben habe ich jetzt nicht. Vor Weihnachten bin ich gar sehr beschäftigt. Vielleicht fällt mir was ein.

Gruß

21. 11. 99

der Ihre
W. Liebknecht

Gestern verscharrten wir das Zuchthausgesetz. Ein lustiger Tag. Aber was für Jämmerlinge, unsere Gegner und das Regierungsvolk!

Lieber H. College!

Die Korrektur erhalten. *Aber* woher die Zeit nehmen, sie zu lesen? Ändern oder zusetzen thue ich ja doch nichts; so kann alles *dort* besorgt werden. Die Arbeit ist jetzt toll; eine Hetz, daß man nicht zu sich selbst kommt.

1. 12. 99

Mit herzlichem Gruß
W. Liebknecht

Nachschrift: Haben Sie doch die Güte, meine Artikel zu schicken an:

Dr. Eugene Oswald
49 Blomfield Road Malda Hill
London W.

5. Dez. 1899

Lieber H. Kraus!

In *Paris* werden die Artikel jetzt verbreitet. Sie sind übersetzt. Und der Gaulois hatte schon einen großen Artikel.

Mit herzlichem Gruß
der Ihre
W. Liebknecht

6. 12. 1899

Lieber H. College!

Haben Sie doch die Güte, je ein Exemplar meiner drei Artikel an folgende zwei Adressen zu schicken:

Paul Singer, Reichstagsab.

44 Lindenstraße, Berlin

u. Mons. le Docteur Kritschewsky

11 Avenue Reille Paris
Herzlichen Gruß
Ihr
W. L.

1 Offenbar in Nr. 22. Es war darin ausgeführt, daß es Liebknecht »besser gelang. Argumente für seinen Unglauben beizubringen, als den Gerechtigkeitskämpfern Argumente für ihre Ehrlichkeit«, und daß ihn die Schmähungen nur belustigten: »Kommen sie doch aus jenen Kreisen, die abzustoßen sein Lebenswerk war«; doch »auch ich mache mich gerne bei Leuten unmöglich, die ich nicht mag«. Einer habe mir kürzlich geschrieben, es sei »dafür gesorgt, daß Liebknecht erfahre, wem er da eigentlich seine Hilfe gewährt«. Dazu war die Stelle aus Liebknechts Brief vom 4. 11. zitiert, wo er auf derlei Infamien antwortet. [KK]

10. Dezbr. 99

Lieber H. College!

Die franz. Presse kommt jetzt in Bewegung. Natürlich hat die anti-semitisch—nationalistische Presse sich meiner Broschüre bemächtigt und es ist ein Höllenspektakel. Jedenfalls ist das Todtschweige—Complot verkracht — wie die ganze »Affaire«. Sie dürfen sich die Elegie des sterbenden Fechters Südfeld alias Nordau in der Vossischen Zeitung von gestern nicht entgehen lassen. Der bloße Abdruck mit zwei oder drei Worten am Schluß genügt zur Hervorbringung des denkbar komischsten Effekts.

Mit herzlichem Gruß
W. Liebknecht

Beiliegenden Ausschnitt aus der Arbzt. ¹ vom 9. v. Morgen können Sie auch gegen die Dreyfüßler verwenden.

14. 12. 99

Lieber H. Kraus!

Wir sind jetzt in der Etats—Debatte und ich habe keinen Moment frei. Ich kann jetzt also nichts schreiben. Ob später, ca. depend! Mit dem Todtschweigen ist's aber nichts.

Herzl. Gruß
W. L.

15. 12. 99

Lieber H. College!

Jetzt bin ich den Reichstag auf fast 4 Wochen los und nun denke ich auch an einen neuen Artikel für Sie. Aber nicht vor Weihnachten.

Haben Sie einen Wunsch?

Mit herzlichem Gruß
der Ihre
W. Liebknecht

Bitte, schicken Sie doch ein Exemplar der Broschüre an
Dr. Bonnier 166 Faubourg St. Honoré, Paris.

18. Dez. 99

Lieber H. College!

Da haben Sie die 2 Briefe zurück. Meine Artikel haben allerdings kolossal eingeschlagen. Und ich schmeichle mir, daß sie auch unwiderleglich sind.

Unter der Bedingung, daß *Sie mir ihn zurückschicken*, lasse ich Südfeld's ² Wehschrei folgen. Den »sterbenden Fechter« bitte ich aber mir zu überlassen, da ich im Neuen Jahr noch eine kleine Abrechnung halten will.

1 Bezieht sich auf eine Notiz, worin anlässlich des Todesurteils gegen eine Schwangere gesagt wird, daß die bürgerliche Publizistik den Ruf nach Menschlichkeit überhöre, »wenn damit nicht auch eine pikante Sensation verbunden ist«. Darin seien das 'Deutsche Volksblatt' und die 'Neue Freie Presse' gleich (die folgenden Worte sind von Liebknecht unterstrichen): »gedanken— und empfindungslos — sensationslüstern. Menschlichkeit oder auch nur ein wenig Anstand ist beiden fremd.« [KK]

2 Max Nordau, siehe Brief vom 10. Dez. [KK]

Adressen ¹ weiß ich nicht — um geschäftliche Dinge habe ich mich nie bekümmert. An Guesde schreibe ich aber im gewünschten Sinn.

Herzlichen Gruß und vergnügte Weihnachten und ein glückliches Neues Jahr!

Der Ihrige
W. Liebknecht

21. 12. 99

Lieber H. College!

Wenn Sie mir ein Exemplar der *Fecondité* von Zola zustellen, schreibe ich Ihnen einen Artikel über das neueste Opus — und auch die früheren Opera — dieses schmutzigsten aller Pornographen und frechsten aller Reklamehelden ². Es hat mich schon lange gejuckt. Ich muß aber das *Original* haben.

Gruß und vergnügte Feiertage

Der Ihre
W. Liebknecht

23. 12. 99

Lieber H. College!

In Paris wird's immer lebendiger. Die Todtschweigerei ist gerade so mißglückt wie die »Campagne«. Der Dreyfus—Schwindel ist vollständig klatsch. Nun hat auch Clemenceau das sinkende Schiff verlassen. Von allen Seiten regnet es Zuschriften aus Frankreich.

Mit Weihnachtsgruß

Ihr
W. L.

Mein lieber H. Kraus!

Bitte, schicken Sie doch zwei Exemplare meiner Artikel an die Redaktion des Daily Chronicle, London.

Nach Neujahr gehe ich für Sie an die Arbeit.

Gruß und Prost Neujahr!

Der Ihre
W. Liebknecht

Lieber H. College!

In der letzten Nr. haben Sie die Gegner tüchtig abgefertigt. — Da fällt mir ein: Hat das Blatt, welches meine Artikel übersetzt hat, Sie vorher um Erlaubniß gefragt? Wenn nicht, so können Sie und ich ein Honorar oder Entschädigung beanspruchen. Jedenfalls hat der Mann ein glänzendes Geschäft gemacht, und sollte von seinem Verdienst etwas abgeben ³.

1 Wohl für die vom Verlag erstrebte Verbreitung der Broschüre in Deutschland. [KK]

2 Gegen dieses Urteil war meines Erinnerns mein Einspruch erfolgt, wie auch aus dem Brief vom 27. 12. hervorzugehen scheint. [KK]

3 Was er in minimalstem Maße tat. Der Verlag schrieb an die 'Action française', welche die Übersetzung, ohne um Erlaubnis gefragt zu haben, in angeblich mehr als hunderttausend Exemplaren verbreitet hatte, und forderte sie auf, dem Autor ein entsprechendes Honorar zu zahlen. Sie bot — mit der Unterschrift des Sekretärs Chaplain — 10 Francs an. Aber 'Echo de Paris' hatte einen Interviewer nach Charlottenburg zu Liebknecht geschickt. [KK]

Mit herzlichem Gruß und einem ehrlichen Prosit Neujahr!
Ihr

27. 12. 99.

W. Liebknecht

Eben hatte ich das geschrieben, da brachte der Briefträger Ihren Brief. Über Zola schreibe ich also nicht ¹, bloß über die »Fécondité«, die allerdings das non plus ultra von *Beschränktheit* auf sozialökonomischem Gebiet — von der Geschmacklosigkeit abgesehen. —

Über *Taktik* kann ich nur für ein *Parteiblatt* schreiben.

Sie erhalten aber bald wieder etwas. Nur jetzt nicht, wo ich vor Arbeit nicht weiß wo mir der Kopf steht — und unser einziges Dienstmädchen krank geworden ist, so daß meine Frau in der Feiertagszeit ganz ohne Hülfe.

Gruß

Ihr
W. L.

Nachschrift 2., Eben kommt Telegramm. Börsenkurier ist *unter* Berücksichtigung für mich.

Hauen Sie ihm etwas über die Schnauze. Ich habe den Artikel noch nicht gelesen — und *werde* ihn wohl auch nicht lesen.

16. 1. 1900

Lieber H. College!

Die »Fécondité« habe ich seit 14 Tagen, zum Lesen bin ich aber noch nicht gekommen. Zu viel Arbeit. Also bitte, mich zu entschuldigen.

Gruß

Ihr
W. L.

Mein lieber H. College!

Sie haben lange nicht von mir gehört. Ich war nicht recht wohl und hatte dabei immer fort in der parlamentarischen und journalistischen Tretmühle zu arbeiten. Nun erhielt ich vor einiger Zeit eine Einladung nach Italien, und diese habe ich *angenommen*. In 8 Tagen — am 10. d. — werde ich nach Mailand fahren und mich an der Riviera in der Villa eines Freunds einmal etwas ausruhen. So kam ich bis jetzt nicht zum Schreiben, habe aber stets Ihr Blatt mit Vergnügen gelesen.

Vielleicht schicke ich Ihnen einen Beitrag, der nicht für Sie bestimmt war, sondern für die »Waage«. Ich schickte ihr, auf ihren Wunsch, im August einen Art. 1 über den Fall Arons. Als nun der Fall wieder auftauchte bat sie mich um einen Art. 2, den ich auch schrieb, den sie aber jetzt nicht abdrucken will, weil die Entscheidung noch nicht gefallen ist. Das kann aber noch sehr lange dauern. Und die Entscheidung läßt sich am Schluß des Art. mit ein paar Zellen abmachen. Wird die »Waage« nicht vernünftig, so lasse ich sie den Art. 2 an Sie schicken, *wenn es Ihnen recht ist*, und bitte Arons, an *Sie* die Entscheidung zu telegraphieren, was er mir für die »Waage« versprochen hat. Sie würden dann allerdings in einer Anmerkung mittheilen, warum Sie den Artikel bringen.

Was sagen Sie dazu?

1 Siehe die Fußnote S. 16. [KK]

3. 2. 1900.

Herzlichen Gruß
von Ihrem
W. Liebknecht

[Postkarte]

Mailand

Mein lieber H. College!

Ihr Brief wurde mir nach Mailand nachgeschickt. Es wird wohl *ähnlich* sein, wie Sie meinen. Nur nicht ganz so. Denn der Art. II wurde *nach* dem Erscheinen meiner Art. in Ihrem Blatt noch ausdrücklich bestellt. *Wann* der Art. I erschien, weiß ich nicht genau, nur: im *August*. Der »Waage« schrieb ich, wenn sie nicht anders verfüge, werde ich vor meiner Abfahrt den Art. schicken. Sie hat *nicht* anders verfügt, und so ist der Art. jetzt dort. Geht er an *Sie*, so würde ich Sie bitten, bloß den Hergang zu erzählen, den Art. I in wenigen Zeilen zu resumieren und den Art. II abzudrucken ¹.

Mit herzlichem Gruß
der Ihre.

14. 2. 1900 vor
Abfahrt nach Florenz.

Mein lieber H. College!

Vor Sonntag kann ich den Artikel nicht schreiben; dann erhalten Sie ihn aber erst Montag *Nachmittag*. Geht das nicht, so *telegraphieren* Sie mir sofort.

Wir stecken jetzt in Obstruktions—Arbeit.

17. 5. 1900.

Gruß auch von meiner Frau
in Eile Ihr
W. Liebknecht

Lieber College!

Sie erhalten den Artikel. Ich kann dazu einen Artikel verwenden, den ich für den Vorwärts schrieb, und der schon im Satz war, aber aus preßgesetzlichen Gründen zurückgezogen werden mußte. — Ihre Nummer mit dem Artikel gegen die 'Arbeiterzeitung' habe ich erhalten. Die betreffende Notiz hatte ich nicht gelesen; ich werde mir aber den Spaß machen, ihnen das gigantische Pariser Fiasko vor die Nase zu halten ².

1 Ist nicht an die Fackel gelangt. [KK]

2 Der Artikel in Nr. 40 der Fackel, heute von der denkbar größten Aktualität, war ein äußerst heftiger Angriff gegen die sozialdemokratische Kunstpolitik und die Antwort auf jene Notiz, die Liebknecht nicht gelesen hatte. Die Briefstelle beweist nicht nur wie andere Hinweise, daß Liebknecht durchaus Kenntnis von der Haltung der Fackel hatte, sondern daß er ihr auch ganz und gar zustimmte. Der Verfasser der Notiz hatte mir vorgeworfen, daß ich die Presse »überschätze«, und der Schluß der Antwort, der eben dem Führer der deutschen Sozialdemokratie das Animo gab, »ihnen das gigantische Pariser Fiasko vor die Nase zu stellen«, lautete wörtlich:

»Der Mann, der in Nr. 6 der 'Fackel' ein so gut fundiertes »J'accuse« der liberalen Presse entgegengeschleudert hat, greift mich im socialdemokratischen Blatte an, weil ich die zerstörenden Mächte dieses Staatswesens in lächerlicher Weise überschätze. Unaufrichtig wie dieser Vorwurf ist auch der, daß ich die »widerwärtigste Sensation der liberalen Presse, den Dreyfus—Handel, zu galvanisieren versucht« habe. Wahr ist, daß der Dreyfus—Handel lange Zeit auch zu den widerwärtigen Sensationen der 'Arbeiter—Zeitung' gehört hat, und daß sie bis zu jenem Momente, da sie, ernüchtert, das Wort vom »Humanitätsausverkauf von Rennes« fand, im synagogalen Tonfall ihrer Renneiser Botschaften sich kaum

18. 5. 1900.

Gruß
W. Liebknecht

23. 5. 1900.

Lieber College!

Ihrem Telegramm, das meine Arbeit unterbrach, ist der versprochene Brief nicht gefolgt. Morgen gehe ich auf 5 Tage nach *Nürnberg* zur Wahl, und ich weiß nicht, wann Sie das Manuskript brauchen. Das muß ich aber wissen, um über meine Zeit verfügen zu können. *Ich nehme die Arbeit mit nach Nürnberg, wo mich ein Telegramm Luitpoldstraße 9 trifft.*

Gruß von Ihrem
W. L.

[Aus Nürnberg]

Lieber College!

Da haben Sie das im Wahlkampf hastig vollendete.

merklich von der fanatisierten Geldpresse unterschied. Wahr ist, daß nicht ich es war, der den Dreyfus—Handel galvanisiert hat, sondern der von der 'Arbeiter—Zeitung' gewiß verehrte Parteigenosse Wilhelm Liebknecht. Wahr ist, daß durch das vollständige Todtschweigen seiner Artikel, durch das blanke Ignorieren des Aufsehens, das diese Artikel in ganz Frankreich erregten, durch die verlogene Wiedergabe der Vorgänge auf dem Pariser Socialistencongress die 'Arbeiter—Zeitung' nichts bewiesen hat als ihre Anpassungsfähigkeit an die Gesinnung und die Gewohnheiten der liberalen Presse.«

Das war die Zeit, wo das Motiv meiner »Verleumdung« entstand, das etwas später, in der Inseraten—Kampagne, ausgebaut und vertieft, aber durch eine gereinigte Praxis am gründlichsten erledigt wurde, um nach einem Vierteljahrhundert von dem korruptesten Berufsverleumder aufgefrischt zu werden. Auch den Beginn der Inseraten—Kampagne hatte Liebknecht noch gekannt und sich durch diese Kenntnis, wie die letzten Briefe beweisen, keineswegs von dem Wunsche abbringen lassen, an der Fackel mitzuarbeiten. Diese Mitarbeit war nach seinem Tod Gegenstand einer erregten Debatte auf dem Dresdener Parteitag (siehe Nr. 143), der ich mit dem folgenden vom 18. September 1903 datierten Schreiben an das Präsidium entgegnete:

»Nach dem Bericht der 'Arbeiter—Zeitung' vom 16. September 1903 hat Herr Dr. Victor Adler zur Entschuldigung Wilhelm Liebknechts für seine Mitarbeit an der 'Fackel' gesagt: »Es haben für die 'Fackel' österreichische Parteigenossen mit ihrem vollen Namen geschrieben. Liebknecht konnte also meinen, wir hätten gegen dies Organ keinen Anstand. (Hört! Hört!) Man braucht also Liebknecht nicht so schwer damit zu belasten.« Diese Entschuldigung Wilhelm Liebknechts ist unzutreffend; ich kann beweisen, daß sie die Tatsachen verkehrt. Vor Liebknecht hat nicht ein einziger österreichischer Sozialdemokrat mit seinem vollen Namen für die 'Fackel' geschrieben, vielmehr ist der einzige Aufsatz, den ein österreichischer Sozialdemokrat mit seinem Namen für die 'Fackel' schrieb, der des Herrn Dr. Ellenbogen über die Südbahn, lange nach Publikation der Dreyfus—Aufsätze Liebknecht's erschienen. Daß Liebknecht meinen konnte, die österreichischen Sozialdemokraten hätten gegen die 'Fackel' keinen Anstand, ist somit unrichtig. Richtig ist vielmehr, daß Liebknecht das Gegenteil *gewußt* und trotzdem die 'Fackel' durch seine Mitarbeit geehrt hat. Ich kann aus vielen seiner Briefe nachweisen, daß Liebknecht, der ein ständiger Leser der 'Fackel' war, mit der Tendenz der 'Fackel' auch dort übereinstimmte, wo sie den in der österreichischen Parteipresse vertretenen Meinungen zuwiderlief. Somit ist auch die Bemerkung Karl Kautsky's hinfällig, Liebknecht hätte für die 'Fackel' nicht geschrieben, wenn er sie *gekant* hätte. Aber mit aller Entschiedenheit muß ich mich gegen die Auffassung Dr. Heinrich Braun's wenden, dem es beliebt hat, die Haltung der 'Fackel' »gegenüber der Sozialdemokratie« als eine niederträchtige und gehässige zu bezeichnen. Liebknecht, der die 'Fackel' viel besser als Herr Dr. Braun gekant hat, wußte nur zu gut, daß die Kritik, die die 'Fackel' hin und wieder an dem Annoncenteil der 'Arbeiter—Zeitung' geübt, den Grundsätzen der Sozialdemokratie verwandter war als die Gewohnheiten, die sie gegeißelt hat.«

In welchem Grade Liebknecht die Fackel »nicht gekant« hat, wurde in jenem Hefte durch Zitierung von Briefen des Führers der deutschen Sozialdemokratie, insbesondere des vom 3. 2., dargetan.

[KK]

Lesen Sie es nur ordentlich durch, und *korrigieren Sie nach Belieben*, da ich nicht Zeit habe durchzulesen, —

Die Arbeiterzeitung habe ich nicht genannt. Es ist gegen die Parteisitte, eine Polemik mit Parteiblättern in anderen als Parteiblättern zu führen. Und ich selbst habe diese Sitte glaube ich auf dem Gewissen.

Morgen bin ich wieder in Berlin, wohin *eventuell* Korrektur zu senden. Wo nicht vertraue ich mich Ihnen an. —

In der *Ziethensache* erhalten Sie gelegentlich einen großen Artikel.

In Eile!

Mit herzlichem Gruß

Ihr

W. L.

27. 5. 1900

Mein lieber College!

Sie haben mir den Empfang meines, aus Nürnberg gesandten Artikels noch nicht angezeigt. Zum Glück war er eingeschrieben. Ich denke aber, er ist angekommen. Es war sehr gemischte Arbeit wie es bei fahrendem Leben nicht anders möglich. Ich möchte ihn aber vor Augen haben, weil ich verschiedenes daran anknüpfen will. Namentlich Dreyfußlerisches. Die *Affaire*—Leute haben so gründlich abgewirthschaftet, daß der letzte Zola'sche Bandwurm platt auf die Erde gefallen ist. Der Kerl ist aber auch ein zu großer Hohlkopf. *Und* — er hat weder Takt, noch *Geschmack*. —

Die *Ziethensache* reift jetzt für die öffentliche Agitation, die bisher gefährlich ¹ gewesen wäre. Weist jetzt aber auch das obere Gericht unseren Antrag ab, dann fallen alle Bedenken, und die Welt soll sehen, *was* eine »*Affaire*« ist!

Mit herzlichem Gruß, auch von meiner Frau

2. 6. 1900.

Der Ihre

W. Liebknecht

5. 6. 1900

Lieber H. College!

Vorläufig mag es so bleiben. Ob ich das andere noch verwenden kann, will ich sehen. Es ist ja dasselbe Thema zu verschiedenem Zweck behandelt — das harmoniert allerdings nicht recht.

Mit herzlichem Gruß

W. Liebknecht

9. 6. 1900

Mein lieber H. College!

Das Geld erhalten. Dank. Geld ist immer willkommen. Sobald der Reichstag zu Ende, bekomme ich wieder etwas Zeit.

Gruß

der Ihre

W. Liebknecht

Südfeld wittert Verrath bei Loubet!

Lieber H. College!

Gott sei Dank der Reichstag ist zu Ende. Uff!!

¹ Für die im Justizgang befindliche Sache nämlich; die Gefahr für ihren Vertreter hat er nicht gefürchtet. [KK]

Den gewünschten Artikel kann ich nicht für die »Fackel« schreiben, weil ich, wie schon früher gesagt, Parteisachen *nur* in Parteiblättern behandeln kann. Sie sollen aber bekommen, was Ihnen gefällt.

Der Harden'sche Artikel ist recht hübsch, und entspricht in vielen Dingen ganz meiner Auffassung. Gegen Millerand ist H. aber doch ungerecht. Derselbe ist kein schlechter Redner. Wahr ist, er hat nicht als *Sozialist* gesprochen — und *ist* auch keiner.

Übrigens hat Jaurès die Dreyfuserei von sich abgeschüttelt. Es wird gefährlich. —

13. 6. 1900

Mit herzlichem Gruß
W. Liebknecht,

16.6.1900

Lieber H. College!

Meine Frau hatte, in meiner Abwesenheit, Ihre telegraphische Anfrage bejaht. Das ist mir nun nicht recht, denn ich bin noch abgerackert. Allein nachdem meine Frau es gesagt, will ich auch ihr Wort halten. Sie bekommen also Dienstag Etwas.

Gruß von Ihrem
W. Liebknecht

[Poststempel: Berlin, 17. 6. 00]

Lieber College!

Anbei ein Artikel. Er ist in argem Trouble — auch recht *ernsthaftem* Trouble geschrieben und wird Ihren Wünschen kaum entsprechen. Meinen gewiß nicht. Ich habe den Kopf gar so voller Sorgen. Gruß!

Der Ihre
W. Liebknecht

Korrigieren Sie ja gut. Ich habe wieder sehr flüchtig schreiben müssen und keine Zeit gehabt, ordentlich durchzulesen.

Expresß kann ich nicht schicken weil es Sonntag ist und im Augenblick keine Post offen. Wart ich aber bis morgen, so kommt der Brief zu spät. Zeigen Sie mir Ankunft an. Ich rechne auf den Reichstagsstempel.

27. 6. 1900

Lieber College!

Sie sind ja ein prompter Zahler. Eine schlechte Eigenschaft ist es nicht. Dank. Gelegentlich kommt etwas.

Daß der Göthebund in die Dienste der Sittenpolizei getreten ist, haben Sie gelesen?

Gruß

der Ihre
W. Liebknecht

Wann sind die Termine, wo Sie Artikel haben müssen?

Lieber College!

In fliegender Hast eine Skizze. Ein guter Aufsatz folgt.

Wann?

Corrigieren Sie gut.

Gruß. Ich war verreist, bis gestern Abend.

6. 7. 1900

Ihr
W. L.

Ich hatte nicht einmal Zeit, das Geschriebene ordentlich durchzusehen.

Lieber H. College!

Bitte schreiben Sie mir *umgehend*, wann Sie eine *politische Übersicht* von mir haben müssen. Ich behandle China und das *innere Tohu Wabohu*. Ich will mich nicht überstürzen und habe viel auf dem Herzen.

11. 7. 1900

Gruß von Ihrem
W. Liebknecht

Nachschrift. Soeben Man. zurückerhalten. Ich will sehen, ob und was ich zum 16. d. schicke.

Lieber College!

Den Anfang des Artikels ließ ich (etwa $\frac{1}{3}$ des Ganzen) der Rest ist neu. *Auf den ersten Teil kommt mir viel an*. Ich werde später daran anknüpfen, — von dem Tohuwabohu der deutschen Politik habt selbst Ihr Östreicher keinen Begriff. Bei *Euch* hält wenigstens der *Kaiser* zusammen. Bei uns weiß Niemand wer Koch und Kellner ist. Bülow und Hohenlohe sind ganz aus dem Häuschen — und andere Leute auch. —

Sie werden wohl wissen, daß Berthold und Harden sich überworfen haben.

13. 7. 1900

Herzlichen Gruß

von Ihrem
W. L.

Die *Sipido—Notiz* ¹ ist etwas delikater Natur. Darum aber desto treffender.

Lieber College!

Sie thäten mir einen großen Gefallen, wenn Sie mir den Artikel der *Arbzeit*. über *Fécondité* verschafften. Ich habe ihn ganz übersehen.

Montag schicke ich einen kurzen Art. über China. Und dann geht's an *Ziethen*. Das Oberlandesgericht Köln hat endgiltig die Revision abgelehnt! Ich habe nicht die Millionen des Dreyfus—Syndikats. Die liberale Presse wird sich natürlich nicht mucksen. Ich will sie aber peitschen.

21. 7. 1900

Gruß von Ihrem
W. Liebknecht

Dies war sein letzter Brief. Am 7. August ist er gestorben. In Nr. 49 war der Nachruf mit dem Hinweis auf »Liebknechts Vermächtnis« enthalten und mit der Wiederholung des letzten Wortes: »Ich will sie peitschen«. In der Absicht, den wahrhaft letzten Willen, wie er in diesem Briefe bekundet ist, zu vollstrecken und in der *Ziethen—Sache* zu helfen, wandte ich mich an Frau Natalie Liebknecht.

1 Was für eine Notiz das war und wo sie erschienen ist oder ob sie etwa in Liebknechts Manuskript enthalten war, läßt sich nicht mehr feststellen. [KK]
Am 4. April 1900 schoß ein gewisser Jean-Baptiste Sipido auf den Prinzen von Wales. Das Attentat mißlang.

Geehrter Herr!

27. 8. 00

Man hat mich nach dem furchtbaren Schlag hierher nach St. Gilgen zu Fr. Kautsky geschickt. Ich soll mich erholen — — .

Augenblicklich bin ich also nicht im Stand Ihren Wunsch zu erfüllen. Von dem Vorhaben meines Mannes in der Fackel den Fall Ziethen zu behandeln, weiß ich u. erkenne es sehr an, wenn Sie nur das übernehmen, was ihm auszuführen versagt war.

Mein Mann hatte eine sogen. Ziethenmappe. Hat mein Sohn ¹ Hr. F. ² noch nicht das Nötige daraus übergeben, od. findet er es nicht, werde ich gleich nach m. Rückkehr — ungefähr am 7./9. — das Betreffende heraussuchen.

Ich weiß, daß ich dann nur im Sinne meines Mannes handle.

Für Ihre warme Teilnahme sage ich Ihnen herzlichsten Dank.

Hochachtungsvoll
grüßt Sie
N. Liebknecht

Geehrter Herr!

Ihren werten Brief erhielt ich noch auf der Reise. Seit 20 Tagen zurück, bemühte ich mich leider bis jetzt umsonst angefangenes od. fertiges Manuscript für d. Sache Z. bei den Papieren meines

1 Karl Liebknecht.

[KK]

2 Rechtsanwalt Victor Fraenkl, Ziethens Verteidiger, der mir freiwillig seine Unterstützung angeboten hatte und der dann in Nr. 50, der Fackel die folgende Zuschrift veröffentlicht hat.

... Gerade als ich am 7. d. M. einen Aufsatz über die *Sache Ziethen* beendigte, traf mich die schmerzliche Kunde, daß der Mund des selbstlosen und beredten Vorkämpfers für Ziethen sich für ewig geschlossen, daß seiner Hand die unermüdlich wirkende Feder für immer entsunken sei. Die Feder, die gerade jetzt den *Fall Ziethen* in der 'Fackel' erörtern sollte! Da wollte der prächtige Alte gehörig vom Leder ziehen, da wollte er die Peitsche auf das schreiende Unrecht niederknallen lassen, das formalistische Engherzigkeit und dörre Aktenstubendialektik fortgesetzt verüben; da wollte er wuchtig den deutschen Mannesseelen heimleuchten, die ob der Affaire des Franzosen Dreyfus wie Klageweiber greinten, die Sache des deutschen Barbiers Ziethen aber in den Winkeln ihrer Zeitungen abtun. Und auf die Rednertribüne der Volksversammlungen wollte Liebknecht für Ziethen wieder steigen, um mit der Macht seines Wortes, mit dem ewigen Jugendfeuer seines Temperaments von den trockenen Formaljuristen und Beschwichtigungshofräten an das lebendige Rechtsbewußtsein und Rechtsgefühl des Volkes zu appellieren.

Das alles hatte Liebknecht vor. Die Art, wie das Landgericht Elberfeld und das Oberlandesgericht Köln den auch von mir gestellten Antrag auf ein Wiederaufnahmeverfahren ablehnend beantworteten, hatte ihn vollends in Harnisch gebracht. Bei seinen Begriffen von der Hoheit und Heiligkeit des Rechtes empfand er es als einen Faustschlag, daß die mit *neuen Tatsachen und neuen Beweismitteln* bekanntgemachten Gerichte sich wieder auf ihre bisherige Motivierung zurückgezogen und, fern der Psychologie des wirklichen Lebens, die neuen Momente in die alte Formel zwängten. Der Schlag brannte ihn und er lechzte nach einem Waffengang mit jenen, die auf curulischer Höhe die tausendstimmigen Rufe nach Aufhellung nicht hören mögen.

Nun hat der Tod den Wahrheitsucher gefällt; Liebknecht, der schier ewig Junge, hat uns Mitstreiter in diesem Kampf ums Recht allein gelassen. Aber die Waffen, die er für den schweren Weg geschmiedet und geschliffen, sind uns geblieben — sie werden furchtlos weiter geführt werden! An seinem frischen Grabe wird gelobt, fortzuarbeiten, wie und wo es nur möglich, um dem nunmehr 16 Jahre als Mörder seiner Ehefrau im Zuchthaus gehaltenen Ziethen die Freiheit und Ehre wiederzuerobern und damit einen der trübsten Justizirrhümer in deutschen Landen zu sühnen

Berlin, 13. August.

Victor Fraenkl,

Rechtsanwalt

Die Sache ist meines Erinnerens zu gutem Ausgang geführt worden. Ob sich darüber weiterhin in der Fackel etwas findet, ließ sich nicht feststellen.

[KK]

Mannes zu finden. In einem großen Reichstagscouvert sind nur Stimmen der Presse über den Fall, sonst Nichts. Ich habe aber noch nicht die Hoffnung aufgegeben, bei weiterer Durchsicht, doch noch Einiges zu finden. Sie haben bei Ihrem Besuch das Arbeitszimmer m. Mannes nicht gesehen, nur wer es gesehen hat, kann annähernd begreifen, was es heißt dieses Material sichten. Wie ein schwerer Alp liegt in jeder Beziehung diese Aufgabe vor mir. Herr Dr. Fränkel schrieb mir auch um Zu— od. Zurücksendung von Material, bis jetzt konnte ich, trotz Beteiligung m. Sohnes, noch Nichts finden. Sobald ich auch nur mit Wenigem Ihrem Wunsche entsprechen kann, werde ich es gerne thun.

20. 9. 00

Hochachtungsvoll
grüßt Sie
N. Liebknecht

Mein Mann war grade in der letzten Zeit außerordentlich mit Parteiangelegenheiten beschäftigt. Einige Redacteurs waren auch verweist.

Wie er zu mir stand, konnte für jeden, der nicht gerade Schuft von Profession ist, schon aus der Tatsache wie aus dem Inhalt seiner Beiträge hervorgehen. Auch ohne briefliche Kommentare (wie des vom 8. 11. 99) war es klar, daß für die Frage seiner Mitarbeit nicht die Stellung zur Partei, sondern die sittliche Verbindung mit der Sache in Betracht kam und daß der alte Revolutionär, angezogen von dem Widerwillen gegen verbürgerlichende Tendenzen, insbesondere einig mit mir war in der Ansicht, deren Ausdruck hinter dem Nachruf für ihn zu lesen war und die zu seinem 25. Todestag, zu seinem 100. Geburtstag Auferstehung feiert: »daß eine Bewegung von der Urkraft der Sozialdemokratie mit den Mitteln einer relativen Moral nicht arbeiten darf«. Doch nun, nach der dokumentarischen Darstellung dieses unvergeßlichen Bündnisses, wird man die Schändlichkeit, die in der Stunde vor meinem Vortrag im Favoritner Arbeiterheim gegen mich verübt wurde und die den Störern ein »Argument« gegen mich geliefert hat, in ihrem ganzen Umfang ermessen können. Das Schmutzblatt, gegen welches alle Schmutzblätter Wiens und des übrigen Europa Quellen reinsten Wahrheitsforschung sind, hatte eine sensationelle Enthüllung gebracht, durch die für den normalen Leser enthüllt wurde, daß Liebknecht Mitarbeiter der Fackel war, für den tieferblickenden, daß sich meine Ansprüche an die Sozialdemokratie in einem Vierteljahrhundert nicht geändert haben, und für den schwachsinnigen, daß ich zur Rache an Victor Adler, der mich wegen der Inseraten—Kampagne einen Verleumder genannt habe, Liebknecht veranlassen wollte, seinen um das allgemeine Wahlrecht kämpfenden österreichischen Genossen, welche also schon damals andere Sorgen hatten, »in den Rücken zu fallen«. Mein Brief an Liebknecht, datiert vom 10. VI. 1900, von ihm tatsächlich an Victor Adler weitergegeben, hatte — ohne an Autogrammwert wie an urheberrechtlichem Interesse eingebüßt zu haben — den Abstieg aus der Schreibtischlade des verstorbenen Führers der österreichischen Sozialdemokratie in den Kanal der 'Stunde' genommen. Er enthielt die Bitte um einen Beitrag, deren Erfüllung in Nr. 44 der Fackel ersichtlich ist und zwar mit einer Fußnote, die wesentliche Stellen aus dem Brief wiederholt. Die Einladung an Liebknecht war in einem Ton gehalten, der bis zum familiären Schlußpassus auch vor solchen, die keine Ahnung von der Beziehung Liebknechts zur Fackel hatten, den Schreiber legitimieren mußte. Jeder aber kann nach dem Datum des Briefes (10. Juni) feststellen, daß er schon darum nicht die Rache für den Angriff Victor Adlers gewesen

sein kann, weil die Kritik der großkapitalistischen Inserate, die diesen zur Folge hatte, erst Anfang Juli (Nr. 46) eingesetzt hat. Alle Phantastik der Preßlüge wird jedoch übertroffen durch das Folgende:

Der Brief blieb unbeantwortet: Liebknecht schickte ihn an Victor Adler. Ob er die Niedrigkeit der Zumutung durchschaute, ob er angewidert war von der schmierigen Unterwürfigkeit, mit der Kraus *um einen Artikel schnorrt*, ist uns nicht bekannt. Vielleicht hat Liebknecht schon damals geahnt, daß die Begeisterung für Harden auch nicht länger dauern könne, als bis dieser den Bitten des *lästigen Artikelschnorrers* Folge leistet.

(Der Analphabet wollte entweder sagen: »nur so lange ... , als dieser ... Folge leistet« — was dieser aber nie tat und worum er auch nicht gebeten wurde — oder: »nicht länger ..., als bis dieser die Bitten ... ablehnt« — die an ihn nicht gelangt sind.)

Jedenfalls hat Liebknecht die Anbietung mit Ekel von sich gewiesen.

Nun kann zwar ein Brief auf unrechtmäßige Weise in den Besitz eines Dritten gelangen, auch die Antwort auf den Brief, unmöglich aber die Nichtbeantwortung. Es wäre denn, daß auch das Begleitschreiben, mit dem Liebknecht meinen Brief nach Wien gesandt hat, erbeutet wurde und daß es die Bemerkung enthielt: »Der Brief bleibt unbeantwortet«. Sonst könnte nur ich wissen, ob ich keine Antwort erhalten habe. Hätte Liebknecht; dessen Motiv für die Übermittlung an Victor Adler ziemlich klar aus seinen Beiträgen und Briefen (wie vom 27. 10., 18. und 27. 5.) hervorgeht, den Vorsatz gehabt, mich mit schweigender Verachtung zu strafen, so hätte er sich einigermaßen widersprochen. Denn die prompte Antwort auf meinen Brief vom 10. Juni ist der seine vom 13. Juni, in welchem er mich zwar, wie schon früher, darauf aufmerksam macht, daß er Parteisachen nur in Parteiblättern behandeln könne, mir aber einen Beitrag, der mir »gefallen« werde, zusagt. Den Mahnruf an die österreichische Partei, um den ich ihn bat — gegen die Schulterberührung mit der liberalen Bourgeoisie —, hat er durch Übermittlung meines Briefes besorgt. Den Artikel, der auf das Problem einging — und mit dem offenen Bekenntnis, daß er in Parteiblättern dazu direktere Stellung nehme —, sandte er am 17. Juni. Enthüllenswerter als meine Briefe sind seine Antworten. Ich hatte, wie man aus Nr. 44 ersieht, nicht vergebens geschnorrt. Wie ich weiter geschnorrt habe und wie er die Anbietung mit Ekel von sich, wies, geht aus weiteren sieben Briefen hervor, die der Antwort vom 13. Juni bis zu seinem Tode gefolgt sind; insbesondere aus der wiederholten (nicht von mir unterstrichenen) Frage nach den Terminen, wo die Fackel Artikel von ihm haben mußte, und aus der Tatsache, daß die von ihm zuletzt gesandten, da sie wirklich »in fliegender Hast« geschrieben waren, leider nicht erscheinen konnten. Zuletzt aber aus dem Entschluß, die Sache Ziethen in der Fackel zu führen, und dem leidenschaftlichen Endwort, mit dem er offenbar mich treffen wollte und das nur durch einen Schreibfehler auf die Geld— und Dreckpresse bezogen werden kann: ich will *sie* peitschen!

Notizen

STIMMEN DES AUSLANDS

Aus dem 'Sozialdemokrat', Zentralorgan der deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei in der tschechoslowakischen Republik (Prag, 6. März):

— — Imre Bekessy, der seine Gesinnung mit jeder »Stunde« ändert und nach eigenem Geständnis seine Spalten dem Meistbietenden offen hält, macht vor Benes einen Kotau, der noch ekelhafter wirkt als die widerlichen offiziellen Reverenzen der christlich-sozialen Würdenträger. — —

Wir sind überzeugt, daß sich auch nicht der Hund eines sudeten-deutschen Arbeiters darum kümmert, was ein Blatt über ihn denkt, dessen Herausgeber vor fast tausend Zeugen mehr als einmal ein Schuft genannt wurde und dies ruhig auf sich sitzen läßt, dagegen wissen wir nicht, wie weit der reisende Minister sich durch das Lob des Bekessy geehrt oder besudelt fühlt. — — da es doch auch seine Sitte ist, mit klugen Schriftstücken oder Zeitungsartikeln, die eigentlich einen Revolver bedeuten, auf Reisen zu gehen.

*

Es muß doch wahr sein, daß Entfernung, in Raum und Zeit, das Verständnis fördert, wenn das, was dem zeitgenössischen Lokalidioten als eine geringfügige Wiener Angelegenheit erscheint, in *Kansas* durchaus begriffen, gefühlt und gewürdigt wird. Ein Professor der dortigen Universität schreibt:

Was geht es mich an? Und wie geht das zu, daß es mich doch so mächtig angeht? Ich lebe hier einige tausend Meilen von Ihrem Kampfplatz entfernt, habe noch kein einziges Exemplar der 'Stunde' gesehen, bin kein Deutscher, kein Österreicher, kein Sozialist, und war dennoch schon von Anfang so im Innersten von Ihrem beispiellosen Ringen um die Ehre und Reinheit einer Stadt, die ich kaum kenne, berührt, daß der reiflich erwogene Abfall der Arbeiter—Zeitung, die ich auch nie sehe, ihre Desertion vor dem Feind mich wie ein persönlicher Schlag betroffen hat. Ihre »Bekessiade« ist wohl das Herrlichste (und ich vergesse dabei keineswegs die unzähligen andern Wundertaten Ihres Worts), das Sie uns bisher geschenkt haben — wie da überhaupt noch taktische und parteipolitische Erwägungen oder Meinungen mitreden können, ist unerfindlich. Und selten habe ich so Ergreifendes gelesen, wie Ihre maß— und rücksichtsvolle und dennoch erledigende Antwort an den absagenden Freund.

Ihnen dies zu sagen, ist mir Herzensbedürfnis, das nicht den Mut aufkommen läßt, noch besonders für die immer wieder notwendige Übertretung Ihres Briefverbots um Entschuldigung zu bitten.

d. 17. 11. 1926

A. B.

Kurz vorher hatte Professor Albert Bloch mitgeteilt, daß er an der University of Kansas eine Vorlesung aus »Worten in Versen« gehalten habe, welche von dem Gastlektor der Deutschfakultät Dr. Fritz Kellermann veranstaltet wurde, der selbst im März an der Harvard—Universität einen Vortrag über »Die letzten Tage der Menschheit« halten wird. Der Brief vom 1. Februar enthält die folgenden Stellen:

Nicht nur um einer Pflicht zu genügen, sondern auch meiner Freude Ausdruck zu geben, will ich Sie von der ersten Karl—Kraus—Vorlesung an dieser Universität in Kenntnis setzen. — — Die heutige Vorlesung — ich möchte sie lieber eine Feier nennen — fand vor einem kleinen, nicht ungeschickt gewählten Kreis statt, bestehend aus Mitgliedern der Deutschfakultät, einem Teil ihrer Studentenschaft, einigen deutschkundigen Herren aus andern Fakultäten und etlichen außenstehenden Damen und Herren.

Über meinen Vortrag der Gedichte will ich lieber schweigen — ich bin kein geübter Vorleser. Allerdings beschäftigt mich Ihr Werk schon seit 12 Jahren so intensiv, daß ich mich mit ihm einigermaßen vertraut fühle, vor allem mit seinen Voraussetzungen und Hintergründen; und während des Kriegs wurde es mir zu fast täglicher Labung und zum einzigen Trost, bei einer Freundin stundenlang aus den Fackelheften vorzulesen. Auch hier zuhause — namentlich in St. Louis und Chicago — habe ich zuweilen im Privatkreise aus Worten in Versen vorgelesen. Aber öffentlich und sozusagen offiziell hatte ich es bis heute abend nicht gewagt. Deshalb ich Ihnen davon Bericht erstatten muß. — Die Aufnahme der dargebotenen Stücke — das Programm, welches ich beilege, war ausschließlich aus den 8 Bänden von Worten in Versen zusammengestellt — war eine überraschend erfreuliche, wenn man bedenkt, daß außer Herrn Dr. Kellermann kein einziger Anwesender auf so etwas vorbereitet war und daß es meistens stockamerikanische Studenten waren. Wenn auch das Feinste und Tiefste an ihnen vorbeigeweht ist — was selbst einem der Aufgabe besser gewachsenen Vorleser gegenüber der Fall gewesen wäre —, so gaben sie doch ganz deutlich zu erkennen, daß von Klang und Farbe und Duft Ihres Wortes nicht alles verflogen sei. Ich preise mich glücklich, daß ich einen solchen Eindruck, der hoffentlich bei dem Einen oder Andern ein bleibender sein wird, vermitteln durfte. Denn anders kann ich Ihnen nicht danken für — —

P. S. Aus meiner kurzen Einleitung vor Beginn des Programms wird Sie wohl nur der Anfangssatz interessieren, der im letzten Augenblick notwendig wurde — —: Um einem unerklärlichen Mißverständnis zu begegnen, will ich im Voraus nur bemerken, daß ich mit dem Autor der Gedichte, die ich vorlesen werde — — *nicht* bekannt bin, daß ich also, so sehr ich ihn auch liebe, mit ihm in keinem persönlichen Verkehr oder Freundschaftsverhältnis stehe.

Das Programm:

I. Absage / Flieder / Das Kind / Vor einem Springbrunnen / Widmung des Wortes / Bomben auf den Ölberg / Vergelt's Gott / »Alle Vögel sind schon da« / Es werde Licht / Vallorbe / Silvesterruf an die Welt.

II. Dein Fehler / Jugend / Zwei Soldatenlieder / Fahrt ins Fextal / An den Bürger / Der sterbende Soldat / Die Zeitung / Wiese im Park / Meinem Franz Janowitz / Legende / Du bist so sonderbar in eins gefügt.

III. Der Tag / Ich habe einen Blick gesehn / Verwandlung / Der Bauer, der Hund und der Soldat / Radio / Wiedersehn mit Schmetterlingen / Mit der Uhr in der Hand / Vision des Erblindeten / Die Nachtigall / Grabschrift für ein Hündchen / Nächtliche Stunde.

IV. An einen alten Lehrer / Sendung / Zuflucht / Fernes Licht mit
nahem Schein / Der Hörerin / Aus jungen Tagen / Zum Namenstag
/ Einer Geberin / Landschaft (Thierfehd am Tödi) / Auferstehung /
Zum ewigen Frieden.

So in Kansas im Staate Missouri. Wenn ich selber den Ehrgeiz hätte, diese
Verse an der Wiener Universität zu sprechen — ich weiß nicht, aber ich hab
so ein unbestimmtes Gefühl, daß mir der Saal verweigert würde.

*

Aus dem Budapester 'Viläg':

Am 14. VII. fanden die den Wiener Zug überwachenden Detektive
einige Exemplare des in Ungarn verbotenen Blattes »Die Fackel«
bei einem jungen Menschen. Auf Frage der Detektive erklärte der
junge Mann, er habe die Blätter bei der Firma Grill in Budapest
gekauft. Bei der Firma wurde eine Hausdurchsuchung vorgenom-
men und im Schaufenster, aber auch im Laden wurden einige Ex-
emplare gefunden. Wegen preßpolizeilicher Übertretung wurde
gegen Rudolf Gergely, den Geschäftsführer der Firma, das Verfah-
ren eingeleitet. Derselbe wurde heute vom Strafgericht zur Ver-
antwortung gezogen. Gergely verteidigte sich damit, daß er nicht
gewußt hat, daß das Blatt verboten sei, sein guter Glaube werde
am besten dadurch bewiesen, daß er ein Exemplar des Blattes in
die Auslage gelegt habe. Das Gericht verurteilte ihn zu einer Geld-
strafe von 250.000 K, die Durchführung des Urteils wurde jedoch
suspendiert.

KOSTSPIELIGE MITARBEIT

Die Wiener Allgemeine Zeitung« vom 18. Februar, hat unter dem Titel

Karl Kraus trägt — Offenbach vor

also wieder mit einem verlässlichen Gedankenstrich, der etwaigen Erschütte-
rungen vorbeugen soll, einen Artikel veröffentlicht, der einen Teil des Pro-
grammtextes (bis zu den Worten: » ... mit neuen Zeitstrophen versehen«) wie-
derholt. Das wäre eine vielleicht nicht so übel gemeinte Neuerung der Wiener
Presse, wenn sie nicht mit den Worten eingeleitet wäre:

Wir erhalten folgende Ankündigung: — —

Es ist klar, daß es sich hier um die Mitteilung einer unwahren Tatsache han-
delt, die den Vortragenden oder den Veranstalter betrifft, denn jeder Leser
mußte glauben, daß der Interessent das Programm dem Blatt mit der Bitte um
Abdruck zugeschickt hatte, umsomehr als nur wenige wußten, daß es bereits
erschienen und durch Kauf zu »erhalten« war. Schon das Wort
»Ankündigung« weist auf das Interesse (das natürlich nur vermutet würde,
aber keineswegs vorhanden ist) deutlich hin. Wiewohl die Zeitung sagen
könnte, sie habe die Ankündigung eben von irgendwem »erhalten«, so ist es
klar, daß es sich hier um eine solche Tatsache handelt, die innerlich den »In-
teressenten« betrifft, weil sie ihm, nur ihm zugeschrieben werden kann. Wohl
wäre die Vermutung, daß der Veranstalter der Vorlesungen die 'Wiener Allge-
meine Zeitung' um Förderung ersucht habe, geradezu die Behauptung einer
ehrenrührigen Tatsache. Trotzdem könnte man in diesem Falle nicht einmal
mit dem Berichtigungsgesetz etwas ausrichten, dessen dürftige Möglichkeiten
von einer geistvollen Praxis auf ein lachhaftes Minimum reduziert sind. Ich
habe über diese Praxis, die die Tatsachenwelt etwa auf die Behauptung: »Das
ist ein Glas Wasser« einschränkt, eine größere Abhandlung verfaßt, die hof-

fentlich einmal zum Vorschein kommen und mit der Ärmlichkeit dieser Jurisprudenz die ganze Wehrlosigkeit des Publikums vor der Zeitungslüge ersichtlich machen wird. Es ist kein Zweifel, daß die 'Wiener Allgemeine Zeitung' zwar eine pikante Kunstnachricht (mit einem bedeutungsvollen Gedankenstrich) bringen, aber um den Schein zu vermeiden, daß sie aus Eigenem von meinem Vortrag Notiz nehme, geradezu den Schein erwecken wollte, daß diese ihr vom Veranstalter, also eigentlich von mir zugesandt sei, da sie sich sonst begnügt hätte, einzuleiten: »Wir lesen folgende Ankündigung« od. dgl. (Ob je die Zeit kommen wird, wo die Wiener Presse freiwillig, und ohne diese Freiwilligkeit zu bemänteln, von der vermutlich einzigen theaterkünstlerischen Tatsache des Wiener Lebens Notiz nimmt, mag zweifelhaft sein; aber ungleich mehr Donauwasser dürfte sich ergießen, bis sie von mir oder irgendeinem Faktor, der mit meinen Vorträgen zu tun hat, um Beachtung ersucht oder auch nur durch eine Freikarte dazu animiert wird.) Es bleibt gegen diese Methode der Notiznahme kein anderes Mittel als die Feststellung des Sachverhalts, die schon zur Abwehr lästiger Anfragen erstaunter Leser notwendig ist, welche vielleicht nicht zweifeln, aber doch aufgeklärt sein wollen und denen eben gesagt werden muß, daß es sich um eine Neuerung der Presse und nicht um eine der Vortragsveranstaltung handelt. Dagegen bot die unerlaubte und ohne Nennung des Verlags erfolgte Reproduktion der Ansichtskarte nach dem Porträt von Oskar Kokoschka (Nr. vom 21. Februar) unter »Bilder der Woche« eine Möglichkeit strafrechtlicher Remedur, für die als erschwerender Umstand die Nachbarschaft eines Bildes des Dichters Franz Werfel in Betracht kommt, wengleich dieses durch die Kontrastwirkung des »Hungerkünstlers Jolly« erheblich abgeschwächt erscheint. Schließlich hat noch der, natürlich verdruckte, Nachdruck des Artikels aus Nr. 49 der Fackel (über das zum Glück verjäherte Thema der Finanzinsetrate in der Arbeiter—Zeitung) in der Nummer vom 23. Februar den äußerst unerwünschten Anschein einer Autorisation geweckt und, in der Fülle der Symptome, den Anschein einer Beziehung oder wenigstens Duldung durch eine notorische Eitelkeit verstärkt — lauter Anscheine, denen in der Stadt einer unbeeinflussbaren Gerüchtheit schleunig entgegengewirkt werden mußte. Dabei ließ sich auch Geld für wohltätige Zwecke hereinbringen, von einem Zeitungsunternehmen, das sonst Nehmen für seliger hält denn Geben und das zur Verteidigung seiner Bestrebungen bei der Alpine Montan—Gesellschaft den unbezahlbaren Satz niedergeschrieben hat:

Auf die Frage des Herrn Direktors Kux, welcher Betrag hier *angewonnen* werde

(gemeint ist: verlangt werde)

erwiderte Dr. Schlesinger (der volkswirtschaftliche Chefredakteur): »*Unsere Herren meinen, daß ihnen ein Betrag von dreihundert Millionen vorschwebt.*«

Als Ideal; wiewohl man, so unerreichbar es sein mag, eigentlich nicht meint, sondern weiß, daß man es hat. (Ein Korruptions—Mausi und einer jener bildhaften Sätze, die eine bekannte Kämpferin gegen Fachmänner zur Illustration hinreißen.) Mir, der weit bescheidenere Ansprüche stellt, schwebte ein Betrag von fünf Millionen vor, und so erschien denn, nachdem noch in der Nummer vom 26. eine Benutzung des alten Artikels der Fackel erfolgt und der Tag auch auf den Versuch angewandt war, eine Schmälerung der wohltätigen Zwecke bei meinem Anwalt zu erreichen — so erschien denn in der Nummer vom 27. Februar, unter einem ziemlich freiwilligen Titel, die folgende Erklärung:

Veröffentlichungen von Karl Kraus in der »Wiener Allgemeinen Zeitung«. Wir stellen fest, daß die Veröffentlichung des Programmes der Blaubart—Vorlesung von Karl Kraus, die Nachbildung der Ansichtskarte mit dem Porträt des Herrn Karl Kraus von Kokoschka, erschienen im Verlage R. Lányi, und der Nachdruck des Artikels aus Nummer 49 der »Fackel« aus dem Jahre 1900 *ohne Zustimmung* der berechtigten Personen erfolgt ist. Wir haben als Entgelt für die Publikation in den beiden letzten Fällen 500 Schilling zugunsten des Kinderwohlfahrtszweckes, dem der Verkauf der Ansichtskarte gewidmet ist, und der Blindenfürsorge erlegt.

Hätte ich, als die Bitte um Ermäßigung gestellt wurde, gewußt, daß an demselben Tag eine weitere Zitierung erfolgen würde, so hätte ich den Betrag eher erhöht. Die Bitte war von einem der Herren, gegen die jetzt das Verfahren wegen einer resultatlosen Erpressung von 300 Millionen schwebt, mit dem Hinweis vorgebracht worden, daß das Blatt nicht gut gehe. Da ich aber der Meinung Ausdruck gab, daß das Blatt überhaupt nicht zu gehen habe, so wurden die 500 Schilling nebst Anwaltspesen bezahlt. Unter solchen Bedingungen bin ich auch weiterhin bereit, in der Wiener Presse Veröffentlichungen vorzunehmen.

Seit Januar wurden die folgenden Beträge abgeführt:

Dem Landerziehungsheim Obritzberg der »Bereitschaft« (Erlös aus Rezensionsexemplaren u. dgl., einem alten Heft, zwei Autogrammen und einem Abonnementrest) S 13.75.

Der Gesellschaft der Freunde für Photographien (Aufnahme von Mechtilde Lichnowsky und die neue des Ateliers Joel—Heinzelmann, Charlottenburg, Verlag R. Lányi) S 18.60.

Dem Verband der Kriegsblinden Österreichs (14. Abrechnung »Das Notwendige und das Überflüssige«) S 12.80.

Dem Zentralverband der Landesorganisationen der Kriegsinvaliden und Kriegerhinterbliebenen Österreichs (8. Abrechnung »Die Ballade vom Papagei«) S 4.95.

Notleidenden in Innsbruck (durch den Verlag des »Brenner« von C. St. unter der Chiffre »K. K.«) S 160.—.

Diversen Zwecken S 63.95.

Buße der 'Wiener Allgemeinen Zeitung' an das Landerziehungsheim Obritzberg, das Israelitische Blinden—Institut Hohe Warte, an den Verband der Kriegsblinden Österreichs, an den Bund der später Erblindeten und an ein verunglücktes Kind S 500.—

Von dem Ertrag der Brüner Vorlesungen am 11. und 12. Januar zu gleichen Teilen für die Kinderfürsorge des Hilfskomitees der deutschen sozialdem. Frauenorganisation in Brünn und den Ferialfonds der Brüner Bühnenangestellten 3475 č K = S 728.—.

Von dem Ertrag der Vorlesungen 1., 6., 9., 14., 16., 21., 29., 30. Januar an den Wiener Tierschutzverein, den Bund für Mutterschutz, den Bund der später Erblindeten, den Brigittenauer israelitischen Frauen—Wohltätigkeitsverein, das Israelitische Blinden—Institut Hohe Warte, an Witwen nach n.—ö. Gemeindeärzten (n.—ö. Landesregierung), an die Österreichische Rote Hilfe und an Bedürftige S 1543.59.

Von dem Ertrag der Vorlesungen 14., 20., 25. Februar, 1., 6., 11., 20. und 25. März an das Kinderasyl Kahlenbergdorf (Humanitas), das Blinden—Erziehungs—Institut Wittelsbachstraße, an den Bund für Mutterschutz, den

soz.—dem. Bildungsausschuß Wien XV, die Vereinigte österr. Krankenkassen—Hilfe für tuberkulös gefährdete Kinder, für eine Ehrengabe an Else Lasker—Schüler zum 50.— Geburtstag, zur Erneuerung der Schrift am Grabe Peter Altenbergs und an Bedürftige S 870.—

Von dem Ertrag der Vorlesung 14. März für Bedürftige S 121.—

Der Ertrag der Vorlesung' 24. Januar an die Arbeitsgemeinschaft zur Veranstaltung proletarischer Sonntagsfeiern im Verband der sozialistischen Arbeiterjugend S 121.70.

Der Ertrag der Vorlesungen 24. Februar und 9. März für Schülerwohlfahrtszwecke des Bundes—Realgymnasiums Wien I. Stubenbastei 6—8 S 67.04.

[Der Ertrag der Vorlesung 4. März für die Hietzinger Bezirksbücherei und die Societas noch nicht verrechnet.]

[Der Ertrag der Vorlesung 22. März für die Arbeiterbücherei Alsergrund noch nicht verrechnet.]

Gesamtsumme seit Mitte Juli 1922: S 37.878.72.

»Poster Art in Vienna«, herausgegeben von Wisotzky, Chicago: in einem Aufsatz »The Holy Every Day« von Julius Klinger (Wien, September 1923).

*

In Nr. 676 — 678, S. 57, Z. 13 fehlt nach »solche« der Beistrich.

In Nr. 697 — 705, S. 19, Z. 12 und 13 v. u. statt »avenue de l'opera«: Avenue de l'Opéra; S. 114, Z. 19 v. u. statt »Kriz«:Krlz; S. 132, Z. 9 v. u. statt »regne«: régne; ebda., Z. 8 v. u. statt »Tenesse«: Tennessee.

In Nr. 712 — 716, S. 7, Z. 4 v. u. statt »weiterbringe als« weiter bringe als; S. 27, Z. 19 statt »1525«: 1925; S. 43, Z. 12 v. u. fehlt nach »30« der Punkt; S. 43, Z. 12 statt »Zyklus« II. Zyklus; S. 48, Z. 2 v. u. das Komma zu streichen.

VON NESTROY—BÜHNEN

Ob der Nestroy—Jux von Friedell und Saßmann im Theater in der Josefstadt ganz der schauspielerische Unfug ist, für den sie ihn halten dürften, werde ich nicht nachprüfen. Daß es ihnen gelungen ist, die Wiener Kritik hinzulegen, geht aus der Lage hervor, in der sie sich dem Unternehmen gegenüber befindet. Die »Bearbeiter« haben, mit vorwiegender Verwendung der Sesselträger—Posse, allerlei Motive Nestroys zusammengestoppelt und da die Theaterkritik von diesen keine Ahnung hat, aber doch so tun muß, als hätte sie eine, so haben sich die Herren darauf geeinigt, von einem »verschollenen Nestroy—Entwurf« zu sprechen, der herangezogen worden sei und »noch gerade gut genug war, um Quellenforschern und Reinschriftfanatikern als Behelf zu dienen; wem es darum zu tun ist, mag nachschlagen, wie der ursprüngliche Entwurf gestaltet war«. Die Kritik, der es natürlich nicht darum zu tun ist, hat nicht nachgeschlagen, sonst hätte sie entdeckt, daß der »Entwurf«, den Nestroy mit Rücksichtnahme auf Friedell und Saßmann unausgeführt ließ, als Stück in der großen Bonz'schen Ausgabe enthalten ist. Herr Salten, der Unwissendsten einer, der gegen Nestroy meinetwegen eine Antipathie hat, aber Reinhardts wegen für ihn begeistert ist, lehnt jede Auskunft über etwaige Zutaten von Friedell und Saßmann mit den Worten ab:

In den Hobelspänen der dramatischen Werkstatt herumzustochern, bildet ja eine Wissenschaft für sich. Deshalb sei den Anhängern der papiernen Zunft solche Forscherarbeit gern überlassen.

Womit die Leser einer Nestroy—Ausgabe, die alle Hobelspäne enthält, gebührend abgefertigt sind. Früher hat Herr Salten die Leute beneidet, die bei Nestroy lachen konnten, nun ist man »immer wieder von seinem Temperament, von seiner Lebendigkeit, von seiner heiter—melancholischen Philosophie bezwungen«, was man allerdings hauptsächlich den Bearbeitern zu danken hat, denen »die Arbeit gelingt, ein Nestroy—Werk wieder bühnenfähig zu machen«. Die Zutaten sollen »nicht nachgerechnet werden«, aber das unverfälschte Nestroy'sche hat das kritische Auge sofort erkannt. Zum Beispiel:

Da sind *ein paar Szenen, wie sie selten, aber doch manchmal bei Nestroy vorkommen*, Szenen, so ganz erfüllt mit höchstem Menschentum, wie man sie überhaupt in der dramatischen Literatur nicht oft findet. Der Weltreisende *ist Postmeister geworden* und kann nun seiner Passion, nach Fischamend zu fahren, schrankenlos frönen. Bis endlich ein Passagier kommt, der *nur nach Klein—Schwechat* fahren will und der die Zumutung, weiter zu reisen, wie eine Vermessenheit ablehnt. *Da hebt in der Seele des Weltreisenden und Postmeisters ein großes Innewerden an*; ob es nicht gar zu ausschweifend war, immer nach Fischamend zu kutschieren. Oder der Sesselträger, der Millionär war, der seine Schätze weggeworfen hat, zum alten Beruf des Sänftenträgers zurückgekehrt ist und nun *mit inbrünstiger Sehnsucht aufseufzt: »Jetzt wieder a Trinkgeld!«*

Solche Szenen kommen zwar selten bei Nestroy vor, aber doch manchmal bei Friedell und Saßmann. In der Seele des Fischamend—Weltreisenden aus dem »Lorbeerbaum«, der nie Postmeister wird, hebt kein großes Innewerden an, der Sesselträger seufzt nicht auf und Herr Salten hat noch keine Nestroy'sche Szene gelesen. Da kennt sich die Kollegin Tuschak, ein weiblicher Feschak, schon besser aus:

Eine altwienerisch sordinierte *Schieberniana*, die, wie es sich bei *drei Nachfahren Raimunds* gehört, durch Dämone und Räuber (*siehe »Bauer als Millionär«*) *entsprechend kompliziert* und verlängert wird.

Liebstöckl lehnt ab, und zwar meinetwegen. Lange hat er's getragen (nicht das Doktorat, sondern daß ich's ihm abnahm), aber nun sagt er, was er auf dem Herzen hat:

Ich bin kein Nestroy—Forscher; *da diese Stadt mich hervorgebracht hat*, verstehe ich sie nicht; und es scheint überhaupt, daß man *in den Nachfolgestaaten zur Welt gekommen* sein muß, um solchen Vorzugs teilhaftig zu werden ... ich glaube, daß jeder Mensch von mittlerer Fröhlichkeit ein ganzes Dutzend solcher ewigen Wahrheiten jederzeit mühelos in die Welt zu setzen vermag, die nicht gerade tiefer werden, wenn man sie singt.

Daß diese Stadt Herrn Liebstöckl hervorgebracht hat, ist gewiß so rühmlich für sie, wie daß sie seinen verehrten Chef eingebürgert hat und nicht fortlassen will. Aber die Geburt macht's nicht; wiewohl ich in den Nachfolgestaaten zur Welt gekommen bin, habe ich doch eine engere Beziehung zu Nestroy als Herr Liebstöckl, der zwar in Wien sich sein Doktorat gemacht hat, aber seine Studienzeit im Ausland verbracht haben soll und durch seine böhmelnde Aussprache bei der Polizeiverhandlung Aufsehen und den Verdacht erregte, daß er auch seine Zuständigkeit falsch angegeben habe. Ich würde ihm raten,

über das Erlebnis dieser Episode männlich hinwegzukommen, die Zeitung, die er ein Banditenblatt genannt hat, nicht zu ferneren Seufzern zu mißbrauchen und die abgetönte, sordinäre Haltung, deren sie sich jetzt befleißigt, nicht zu stören. Alles in allem sieht man aber doch, die Wiener Kritik schweigt mich, wenn es um Nestroy geht, nicht ganz tot. In Berlin wurde jüngst geradezu geschrieben, ich sei »der Entdecker Nestroys für unsere Zeit«, der als erster sein Sprachwesen erkannt und zu seiner Erweckung schon vor der neuen Gesamtausgabe »alles Wesentliche getan« habe, wobei den deutschen Bühnen mit Recht geraten wurde, mir nachzufolgen und »vor allem auch die Pritzel-puppentechnik Max Reinhardts und der Frau Bergner gründlichst zu vergessen«, mit der diese dem »größten deutschen Volksdichter« beizukommen versuchten. Aber das dürfte von den deutschen Bühnen zu viel verlangt sein. Wenigstens nach dem Zeugnis Friedells:

Nun gibt es heute ja nur eine Bühne, wo Nestroy mit vollendeter Besetzung jeder, auch der kleinsten Partie und unter souveräner Meisterregie zur Darstellung gelangt. Das ist das Vortragspodium von Karl Kraus, dessen Rezitationen und Bearbeitungen im wirklichen Sinne des Wortes eine Nestroy—Renaissance heraufführten. Er hat uns die entscheidende Anregung zu unserer viel bescheideneren Arbeit gegeben ...

Ich will, wie gesagt, nicht nachsehen und also nachsehen, was aus der entscheidenden Anregung geworden sein mag. Das freundliche Zugeständnis hat mich kaptiviert; es ist drei Wochen vor der Premiere erschienen und zwar — Gedankenstrich — im Neuen Wiener Journal, dem aber schließlich jede Meinung über mich zuzutrauen ist, und hat, im Hinblick auf Reinhardt, dem Nestroy nicht einmal bei Salten geschadet. Immerhin dürften sich die Leser gewundert haben, daß sie sonst noch nie etwas über die einzige Nestroy—Bühne zu lesen bekommen haben. Sie wissen von ihr eben nicht einmal, daß sie keine Stücke von Kritikern annimmt und diesen keine Freikarten gibt.

BERLINER GEDRÄNGE

Das Berliner Kunstleben unterscheidet sich von dem hiesigen auf den ersten Blick in die Blätter dadurch, daß hier die Schriftsteller in Hurenlokalen und die Schauspieler bei Schuh—Engrossisten auftreten, während die dortigen Intellektuellen im Hinterstübchen der Buchhändler aus ihren Schriften vorlesen, was auch nicht wenig ergötzlich sein dürfte. In der Vortragsrubrik des Berliner Tageblatts herrscht ein Gedränge wie auf dem Potsdamer Platz und es ist überaus drollig, wie großzügig hier im kleinsten Drucke die Wallungen und Ballungen dieser Sorte zusammengefaßt werden, der man einen Berliner Schutzmann die Worte zurufen hört: »Machen Sie sich hier nicht unnütz!« Neulich wurde die Parallele zwischen zwei ausgiebigen Persönlichkeiten gezogen:

h. k. *Ernst Lissauer sprach in einem Steglitzer Salon vor geladenen Gästen. Körperlichkeit, Stimme, Vortragsweise und Wesen seiner Dichtungen — alles aus einem Guß, fruchtbar und wuchtig, vital und erdverbunden. Eine seltsame Ähnlichkeit aller Naturanlagen fällt auf — mit Werfel. Von gleicher Rasse, Körpernatur, Triebhaftigkeit, Stimme und Sprache, haben beide vor etwa fünfzehn Jahren ihren Weg begonnen. Werfel marschierte mit aller Wucht nach links, Lissauer in die entgegengesetzte Richtung. Werfel ist*

heute berühmt, heute hat er es leicht, *besinnlich stehen zu bleiben* und Konvention und Ordnung anzuerkennen. Lissauer auf dem sicherlich schwereren Weg — wahrhaft tragische Erscheinung, den die Seinen von rechts doch nur als ewigen Juden sehen, und die von links als den, dem der »Haßgesang« ewig wie ein Gespenst nachschleicht —.

Und so weiter in der Dicken. Wieder einmal zwei Kerle, die zu haben sich Deutschland freut. Wenngleich keine Originalgenies, indem ja der eine nur mitzulieben, der andere nur mitzuhassen da ist.

Weil in Berlin viel zu tun ist, müssen sich die Herren kurz fassen und ein Muster für die Art, mitten rin ins Verjnügen zu reißen, ist wohl das Folgende:

as. *Dr. Erich Drach versöhnte* in der Vereinigung »Junge Dichter vor die Front!« den Widerstreit der Grundkräfte in den Vers— und Prosaschöpfungen Eduard Reinachers, wolkenwärts entrückte Mystik und Wirklichkeitssinn, durch seine auf Gefühlsbindungen bedachte und bereits oft bewährte Vortragskunst. — —

Er las nicht, er brachte nicht, er trat nicht auf, sondern er versöhnte (in der Vereinigung) und zwar alles mögliche. Dann, nachdem es geschehen, in einem Gedränge von Grundkräften, Schöpfungen, Wolken, Wirklichkeitssinn und Gefühlsbindungen, so daß man nicht weiß, worauf zuerst achten — dann tritt Ruhe ein, »ein Hauch franziskanischer Güte« weht uns an und Reinachers Dichtungen beginnen »sinnlich und besinnlich« zu wirken. Überhaupt, besinnlich sind sie, mitten auf dem Potsdamer Platz, alle, und die Kritik, die man sich als einen Haufen losgelassener Beinbruchreporter oder als eine Art »Schupo«—Ersatz vorstellen muß, weist Entwicklungswege. Ob sich eine Katz in jener Berliner Betriebswelt darum kümmert, mag fraglich sein, aber auch hier ist Betrieb, und jeder dieser Ungezählten, die mit Literatur so wenig zu schaffen haben wie das andere Gewimmel, kommt doch »irgendwie« — also auf die Art dieses neudeutschen Lebens — vorwärts. Denn die Parole lautet: »Junge Dichter vor die Front!« Versteht sich: Im Frieden. Im Krieg saßen sie in Pressequartieren und haben bloß die andern vor die Front geschickt.

Über alle aber gebietet ein gewisser Hildenbrandt, Herr des Feuilletons, der, weil er keinen deutschen Satz schreiben kann, in dieser sprachfernten Zone als »'ne Nummer« angesehen wird. So stelle ich mir den »Junggesellen« vor, wenn er zu ballen anfängt. Wie dort einer, der sich mal die oberfaulen Bonzen tüchtig vorknöpft (daß die Perücken wackeln), für einen Polemiker gilt und einer, der »Atmosphäre!« verlangt, für einen Regisseur, so ist Hildenbrandt mit der feinsten Stimmungskünstler, den wa jetzt haben (vasteht sich nach Kerr). Und ich muß ja sagen, daß in dieser Niederung, wo Denken und Fühlen berufsmäßig phrasiert wird und nichts als der Mangel an Verantwortung zum Berufe tauglich macht, Wien noch immer ein Plus an diesem Talent der Widerwärtigkeit aufweist gegenüber Berlin, dessen Schreiber durch ein letztes Hindernis der Charakteranlage zu hoffnungsloser Ödigkeit verurteilt sind. Daraus erklärt sich der sonderbare Umstand, daß dort die Schapseln und Schlieferln aus Österreich, Pest und Prag so begehrt und von den unbeweglicheren Standesgenossen beneidet werden. Alles Prickelnde und Reißerische, alles, was dort die »Note« genannt wird und die Straße unsicher macht, wenngleich nicht so lebensgefährlich wie in Wien, ist südlicher und östlicher Provenienz. Umso grotesker die Bemühungen des norddeutschen Junggesellen, es den importierten Eintänzern gleichzutun, bei völliger Ahnungslosigkeit, daß nichts schwerer zu lernen ist als eine verrenkte Syntax, wenn man dazu nicht von Haus aus inkliniert. Denn noch weit mehr für die Journalistik gilt ja, was mir ein Athlet einst von seinem Beruf gesagt hat:

»Dazu muß man von Natur prostituiert sein!« Jetzt spuken und spucken in den Berliner Zeitungsspalten viele, die vor dem unerreichbaren Vorbild einer »Feschheit«, die sie dort für unverfälscht wienerisch halten, den Ehrgeiz haben, wenigstens »keß« zu sein oder »knorke« — Qualitäten, die wohl einem Anschluß jener Österreicher, die nicht Zeitungsschmierer und Kabarettfatzkes sind, hinderlich im Wege stehen dürften. Seit Peter Altenberg ist der Feuilletonismus mit Stimmungsbazillen gesättigt, mit »Impressionen«, zu welchen nur solche befähigt sind, die keine Eindrücke haben, und welche jetzt mangels Ausdrucksfähigkeit expressionistisch aufgemacht werden. Von diesem Erbgut fristen Legionen von Tinterln ihr Dasein, und weil ein norddeutsches Gemüt, das einen Ladestock verschluckt hat, es ihnen gleich tun möchte, ist der Mann so 'ne Art Berliner P. A., vorzüglich dank der kritischen Hilfe jener, die ganz gut wissen, was los ist, aber dem Beherrscher des Feuilletons schon etwas aus dem mitgebrachten Schatz der Unverantwortlichkeit gewähren können. Daß freilich Else Lasker—Schüler, die durch einen kosmischen Zufall auf diesem Sandboden ausgesetzt ward, der ihr keine arabische Wüste vortäuschen kann — daß sie durch den Herrn Hildenbrandt zu Versen angeregt wurde, kann natürlich so wenig für ihn als gegen sie beweisen. Dergleichen hat noch Epigonen und zum fünfzigsten Geburtstag der Dichterin ballt einer wie folgt:

Eine Feier für Else Lasker—Schüler fand als Nachtvorstellung im Kleinen Theater statt. Ein Hymnus an die Dichterin wurde aufgesagt, eine literarische Doktorarbeit über sie gelesen. Aribert Wäscher rezitierte die Elberfelder Ballade und Else Lasker—Schüler sprach in ihrem seltsamen Tonfall ihre wundergesponnenen Lieder von Gott und von der Liebe. Als sie die Bühne betrat, *tobte das Haus Beifall, als sie ging und wiederkam und ging und kam, war alles eine große Verehrung und Freude für sie.*

Vor zwanzig Jahren noch wären solche Sätze in keinem Kindergarten und nicht einmal in einer Zeitung möglich gewesen. Ausgebaut und vertieft wurde seit damals nur die Technik der journalistischen Ranküne, die eine geistige Leistung, weil ihr Urheber (Heinrich Fischer) auch von mir gesprochen hat, als »literarische Doktorarbeit« totschweigt. Aber was für Giganten waren doch die Mißbraucher der Druckerschwärze von damals gegen das Gekribbel, das heute in Gesinnung und Ausdruck unter dem Durchschnitt seiner Leserschaft bleibt und sie dennoch beherrscht!

Kerr in Paris

Eine der schnurrigsten Wendungen der europäischen Kulturburleske ist der Einfall Mosses, den Herrn Kerr, der schon in Berlin unmöglich ist, als Friedenstaube oder, um in seiner Sprache zu reden, als Friedenstäuberich, mit dem Ölzweig im Rosamündchen in die Welt zu senden, nicht zweifelnd, daß wenn er es auf einem Podium spitzte und gurre gurre machte, Amerika, England und Frankreich von der politischen Unschuld und der kulturellen Überlegenheit Deutschlands überzeugt wären. Also ausgerechnet den Herrn Kerr; doch vielleicht mit dem raffinierten Hintergedanken, die verbreitete Vorstellung, die man in der Welt vom Teutonentum hat, durch den überraschenden Augenschein zu dementieren. Herr Kerr selbst, der seit dem Krieg den Völkern die Hand reicht und verzeiht, was er ihnen lyrisch angetan hat,

scheint in seliger Selbstvergessenheit nicht zu merken, wozu er gebraucht wird und daß man für den Zweck der Völkerversöhnung den Blutrausch des deutschen Bardentums in seiner harmlosesten und sensibelsten Gestalt vorführen wollte. Hätte er noch knapp vor seinem Eintreffen in Paris einen Augenblick der Erinnerung an seine Worttaten in großer Zeit gehabt, er wäre wohl kaum aus dem Coupé gestiegen und hätte jenem Herrn Gemier, der der Überzeugung ist, daß Komödianten und Schmöcken die Weltverbrüderung gelingen werde, abgewinkt und geraten, sich mit dem Chapiro zu begnügen, der Anschlüsse jeglicher Art vermittelt: Hauptmanns Leckermann und durch und durch voll Süßigkeit. Denn man könnte doch unmöglich annehmen, daß Herr Kerr im Vollbewußtsein seiner Mitwirkung an den heroischen Begebenheiten sich in die Sorbonne gewagt hätte, um auf dem Podium der Salle Turgot mit der Stirne, die ein starker Bartwuchs frei läßt, das exponierte Mündchen zu öffnen. Ganz so glücklich nun, wie sich's die Firma Mosse gedacht hatte, ist das Unternehmen nicht verlaufen. Da aber die Berichterstattung noch in keinem einzigen Fall seit Menschengedenken ihre Aufgabe vernachlässigt hat, die Tatsächlichkeit zu erlügen oder zu verwirren und ein ungetreueres Bild von ihr zu hinterlassen als ehemals die mündliche Überlieferung durch Gerüchte, so war auch in diesem Fall nicht zu erfahren, was sich eigentlich begeben hatte. Zuerst las man:

Paris, 20. Jänner. (Wolff.) Gestern abends kam es bei einem Vortrag von Alfred Kerr über die dramatische Kunst in Deutschland und die Kunst als Mittel zur Annäherung der Völker zu einem *Zwischenfall*, als *mehrere Rumänen*, die sich als Vertreter intellektueller Jugendverbände ihres Landes bezeichneten, *ein Gedicht kriegerischen Inhaltes* verlasen, als dessen Urheber sie Kerr bezeichneten. Sie versuchten den Redner durch Pfeifen am Sprechen zu verhindern. Auf den Protest der übrigen Zuhörer hin wurden sie zum Schweigen gebracht und Kerr konnte seinen Vortrag fortsetzen.

Das schien durchaus plausibel und man erinnerte sich sofort einer Strophe, die nunmehr einer gewissen Folgerichtigkeit nicht zu entbehren schien:

Aigentlich sind wir, weiß Gottul,
Dann heringefallne Trottul,
Haite noch auf stolzem Roßcu,
Murgens eins auf dem Poposcu!

Daß es Rumänen waren, welche die dankbare Gelegenheit benützt hatten, schien auch aus dem Bericht jener Wiener Zeitung hervorzugehen, deren Niveau unter der Preßkanaille in ihren hergebrachten Formen ist:

Komisch war während des Vortrages der Versuch *eines Bukowinaers*, Kerr zu stören. Der Bursche rief, Kerr sei im Kriege Hetzer gewesen. Kerr gab dem Vorlauten *die richtige Antwort*. Im Übrigen spedierte man den Burschen hinaus. (Der Stänkerer in Kerrs Vortrag scheint *ein Wiener Kraus—Itzig* gewesen zu sein. Die Redaktion.)

Kraus—Itzige, das weiß man, sind jene Jugend, die weniger für Bekessys Gaben als etwa für Goethes Pandora, Iphigenie und Helena empfänglich ist. Aber was die richtige Antwort des Herrn Kerr auf den Vorhalt gewesen sein konnte, daß er Kriegshetze getrieben habe, schien unvorstellbar; freilich umso glaubhafter, daß ihm der Vorhalt von »mehreren Rumänen« gemacht wurde, wenn das Schuftenblatt von »einem Bukowinaer« schrieb. Indes sollte sich bald herausstellen, daß das Wolffbüro zwar richtig orientiert, aber falsch informiert war. Sein Vertreter hatte von einer Demonstration durch Balkan—Studenten

beim Kerr—Vortrag gehört, sich an das berühmte Rumänenlied erinnert und also angenommen, die Demonstranten müßten Rumänen gewesen sein. Es sollte sich aber herausstellen, daß nicht nur die Berichterstattung, sondern auch die Wirklichkeit falsch informiert war. Bis sich dies ergab, waren beide zu einem unlöslichen Knäuel verwirrt. In deutschen Blättern hieß es:

Wie uns aus Paris gedrahtet wird, kam es dort bei einem Vortrag von Alfred Kerr über die dramatische Kunst in Deutschland und die Kunst als Mittel zur Annäherung der Völker zu einem Zwischenfall, als mehrere *Rumänen*, die sich als Vertreter der intellektuellen Jugendverbände ihres Landes ausgaben, ein gegen die *Serben* gerichtetes kriegerisches Gedicht verlasen, als dessen Urheber sie Alfred Kerr bezeichneten. — — Kerr hat die Autorschaft des von den Rumänen verlesenen Gedichtes *abgeleugnet*.

Das konnte er leicht tun, wenn Rumänen das Pech hatten, ein gegen die Serben gerichtetes kriegerisches Gedicht zu verlesen. Sie hatten sich verlesen, und es wäre ihm nicht geglückt, wenn Serben ihm ein Rumänengedicht vorgehalten hätten. Das Leipziger Tagblatt bemerkt zu der Meldung, deren Grundlage ein Wirrsal schien:

Alfred Kerr sollte nicht ableugnen, sondern feststellen und, wenn nötig, sich an die Brust schlagen und bekennen. Hat er ein »Serbien—Sterbien«—Gedicht geschrieben? Wenn nicht, so hat er doch leider viele andere kriegshetzerische Verse verfaßt, da er, wie die meisten Intellektuellen, der Kriegshypnose erlegen war. Da hilft kein Ableugnen, und gerade für die Völkerannäherung, der Kerrs Vorträge in Paris dienen sollen, wäre es höchst wertvoll, wenn die Geistigen, die in den ersten Kriegsjahren schwer gesündigt haben, ihre versifizierten Feindbeschimpfungen öffentlich bereuen würden.

Das Zugeständnis, daß die Intellektuellen durch Kriegshypnose zu Trotteln wurden, ist gewiß nicht uneben, wenngleich ihm noch die Erkenntnis mangelt, daß die Kriegshypnose doch nicht so vollständig war, um ihnen nicht auch das klare Bewußtsein zu lassen, daß sie durch die Aneiferung zum Heldentod sich diesen ersparen könnten. Wenn man heute die Kriegsjahrgänge der Fackel durchblättert und von Heft zu Heft den Abdruck dieser unvergeßlichen und doch vergessenen Geistesschande antrifft, so möchte man wohl trübsinnig werden, aber nicht bei dem Gedanken an die noch ausstehende Völkerversöhnung, sondern bei dem an die Versöhnlichkeit des eigenen Volkes, dessen Invaliden dieses Schreiberpack nicht mit den Krücken gezüchtigt haben, so daß es noch die Schamlosigkeit aufbringen kann, denen der Feindesländer die schmierige Bruderpratze anzubieten. Ein gewissenhafter Forscher hat sich der Aufgabe unterzogen, in der Berliner Staatsbibliothek den Spuren der Kerr'schen Kriegslyrik zu folgen, und teilt mir als Resultat seiner Untersuchungen die Erkenntnis mit, daß »Tyrtäus einer der stärksten Defätisten im Vergleich mit unserem Autor« gewesen ist. Er gewährte auch die mörderischen Kriegsekstasen jenes Herrn v. Unruh, der nach der großen Wendung der erste war, der den Anschluß an den Feind gefunden hat und dem freilich die aktive Teilnahme an dem Unaussprechlichen zugerechnet werden muß. Während der Herr Kerr in Berlin das Folgende »aus dem Kriegsbuch eines Hirnwesens« produziert hat:

10.

Manchmal vergebens bemüht, »launig« zu sein; frohere Verse zu kritzeln ; es geht nicht.

Eins ist klar — wie es auch kommt:

Wir arbeiten prompt.

Eins ist klar: *wir arbeiten stramm*

Nach dem Programm.

Eins erkennt man deutlichen Blicks:

Wir arbeiten fix.

Diese Handlungsweise ist sehr zu billigen,

Denn die Feinde wollen uns vertilligen ...

Es geht nicht. Auch wenn man einen Segensspruch formen will; etwa so:

Heiliges Rußland! wenn es doch gelänge

Und du kriegtest die *verdiente Senge*.

Logisches Vernunftgebot —

Scharfe Dresche tut dir not.

Möge dann dein Volk mit Nutzen

Ungehindert revoluzzen.

Weises England! deine Mörser müßten

Platzen — fern von unsren Küsten.

Hoher See bewegter Gang

Mach' dich katzenjammerkrank.

Wünsche dir mit letzter Suada

Alle Freuden der Armada.

Edles Frankreich! wurdest überstimmt,

Wenn der Knutusoff die Zügel nimmt

Allen Führern bei der Deutschlandhetze

Wünsch ich Bandwurm, Hühneraugen, Krätze,

Zur Ernährung schimmelfeuchtes Stroh —

Und noch Rheumatismus im Popo.

Es geht nicht.

Es geht wirklich nicht. Aber der Herr Kerr glaubte, daß es, mit diesem pazifistischen Vorleben, im edlen Frankreich gehen würde. Was war nun dem Heimarbeiter des Kriegsgreuels, der solches — in der 'Neuen Rundschau' — dem Feind in Bausch und Bogen gewünscht hat, aber im Besonderen gegen Rumänien, Rußland und England mobil machte — was war diesem ungezogenen Liebling der Kurfürstendamm—Grazien in Paris widerfahren? Wer hat und womit hat man gegen diesen besten aller guten Europäer demonstriert, der auf die »Hauptstadt Bukurescht« die Überzeugung gereimt hatte, daß sich dort »keiner Fiße wäscht« und auf den »Zarendreck, Barbarendreck« die Parole »Peitscht sie weg! Peitscht sie weg!«, mit dem Wunsche, sie mögen »von hinnen vertobakt« werden und »über ihre Haxen fallen«. Haben sich keine Rumänen und keine Russen gefunden, um dem Sänger eben diese Erinnerung vorzuhalten? Nein, Herr Kerr wurde das schuldige Opfer einer heillosen Verwechslung. Denn das Gedächtnis des Auslands bewahrt von der ganzen gigantischen Schmach der deutschen Kriegsliteratur nichts als den unsterblichen Kretinismus der Devise:

Serbien muß sterbien

der nur ein österreichisches Produkt ist, und außerdem unsere Losung:

Jeder Schuß ein Ruß, jeder Stoß ein Franzos

den Wahlspruch, der sich ja länger erhalten hat als das »viribus unitis«, welches unfrommer Wunsch eben jenes Gedankens Vater war. Der karge Rest genügt der Welt als Überschlager der lyrischen Kriegskosten der Zentralmächte und es

ist eine durchaus sinnvolle Vergeltung, daß dem deutschen Kriegslyriker, der sich auf ausländischen Boden wagt, die leichtfaßlichen Verslein entgegneten, welche in der Welt nicht weniger populär geworden sind und nicht weniger zum Debakel der diesbezüglichen Vaterländer beigetragen haben als die Ansichtskarte, die den fröhlichen Henker über dem Leichnam Battistis zeigt. Tatsächlich waren es nicht Rumänen, die ja keineswegs hätten in die Ferne schweifen müssen, wo Bukurescht so naheliegt, sondern Serben, die dem Herrn Kerr, dessen Kriegspsychose doch erhaben über solche Banalität war, sie entgegengerufen und ihm ein Alibi ermöglicht haben, über welches das Berliner Tageblatt, das an der Quelle sitzt, wie folgt berichtet:

Ohne große Erregung, *mit einem Lächeln*, das besser wirkte als eine erhitzte Erwiderung, rief Kerr: »*Eine Lüge! Nie habe ich diese idiotischen Verse gemacht!*« Die ganze Versammlung applaudierte stürmisch. Der Friedensstörer, ein *antisemitischer serbischer Student*, sollte auf Wunsch einiger erregter Zuhörer gewalttätig entfernt werden, durfte aber bleiben und duckte sich still in eine Ecke,

Der Mißgriff ist keineswegs so bedauerlich, wie es dem flüchtigen Blick scheinen mag. Denn erstens entbehrt es nicht der inneren Folgerichtigkeit, Herrn Kerr für den Dichter des Versleins zu halten, und zweitens schafft die Wahrheit, die er gesagt hat, Raum für die unausgesprochene Lüge, er habe auch keine andern idiotischen Verse während des Krieges gemacht. Wenn seine Pariser Hörer erst erfahren werden, was er damals alles gemacht hat, werden sie zugeben, daß er in Paris nach dem Krieg mehr Geistesgegenwart an den Tag gelegt hat als in Berlin während des Krieges. Trotzdem wäre die Sache einfacher gewesen und Herrn Kerr die lächelnde Bravour der Entgegnung wie auch die Strapaze des Vortrags, erspart geblieben, wenn die Demonstranten sich besser informiert hätten. Einer von ihnen scheint die Gelegenheit geradezu in der Hand gehabt zu haben. Wenigstens behauptet es die 'Neue Zürcher Zeitung':

— — Die Erfahrungen der letzten Tage, da im gleichen Saal die brüderliche Annäherung zwischen deutschen und französischen Lehrern so brutal und dumm gestört worden war, hatten zur Vorsicht gemahnt. Und trotz alledem konnten sich Wölfe in die Lämmerherde einschmuggeln. Kaum hatte der frühere Unterrichtsminister Yvon Delbos die Versammlung, der der deutsche Botschafter beiwohnte, mit einigen freundlichen Worten eröffnet, so erklärte ein *antisemitischer junger Serbe* die Veranstaltung für unmöglich; es könne und dürfe nicht reden, wer das entsetzliche Lied gedichtet. Jeder Schuß ein Ruß, jeder Stoß ein Franzos, Serbien muß sterben. *Zum Beweise schwang man ein rotes Büchlein, in dem die Verse standen; es war die blutrote Wiener »Fackel!«* Wie von einer Feder getrieben, schoß Kerr hinter dem Rednerisch auf und *stach in wenigen Worten die grobe Mystifizierung zu Tode*. Es war ein hübsches Zeichen, daß es Franzosen waren, die den furiosen Serben, der es ja gut gemeint haben mag, zur Ruhe brachten.

Und nun belebte sich das starre, in sich zurückgenommene Antlitz des Redners mit dem maliziösen, fast unsichtbaren Mund und den schmerzlichen Augen. — —

Das Züricher Blatt lügt natürlich, wenn es behauptet, daß diese Verse und nicht vielmehr ganz andere dem Herrn Kerr in der Fackel zugeschrieben waren, die eher das Opfer als die Ursache einer groben Mystifizierung ist. Herr

Kerr hatte aber, da der Serbe etwas aus der Fackel vorlas, was nicht in ihr stand, und eben das, was in ihr stand, nicht vorlas, leichtes Spiel: wie von einer Feder getrieben, die nicht die meinige war, schoß er — mit einem Schuß, der jeden Franzosen traf — empor und stach die grobe Mystifizierung exakt zu Tode, kurz er behandelte sie ähnlich wie ehemals die Nationen, gegen die er eben das, was der Serbe nicht vorlas, geschrieben hatte, damals als er nicht mit der Waffe, doch mit der Feder schoß und stach. Nach der Züricher Version hat er zwar nicht gelächelt, aber der fast unsichtbare Mund, der unter anderen Umständen verstummt wäre, konnte sich doch wieder beleben, und im Vollgefühl, nunmehr erst zur Völkerverbrüderung zugelassen zu sein, sprach er weiter und setzte zum Schluß das Wort wie folgt in die Tat um:

Seien wir Optimisten, zwingen wir uns zum Optimismus, schaffen wir für die Befreiung der Massen von nationalistischen und militaristischen Vorurteilen und Gemeinplätzen, dann wird das Volkstheater oder das Theater fürs Volk ein Band sein zwischen den Nationen; geben wir uns die Hände ... Kerr streckte seine Hand über den Tisch hinüber der Versammlung entgegen, während der Beifall ihn umbrauste.

So die Neue Zürcher Zeitung. Das Berliner Tageblatt, welches den gleichen denkwürdigen Vorgang meldet, setzt schlicht hinzu:

Es war sehr schön.

Und es hätte jenen sehr gefreut, zu dessen Erhaltung und um Serbien sterben zu lassen einst Gott angerufen wurde. Immerhin wußte man jetzt, daß der Bukowinaer Kraus—Itzig ein serbischer Antisemit war.

Kaum hat man aber etwas Klarheit darüber, daß es nicht Rumänen, die unter Hinweis auf das Rumänenlied, sondern ein antisemitischer Itzig war, der mit der Fackel in der Hand durch den Serbien—Vers die Demonstration vollführt hat — kommt die Zuckerkanal und verwirrt wieder alles. Sie verbreitet durch das Neue Wiener Journal die folgende Variante:

Zwei rumänische »rassistische« Studenten begannen zu pfeifen und versuchten in vollkommen unverständlichem Französisch gegen Kerrs Vortrag zu protestieren. »A la porte«, erwiderte ihnen, das französische Publikum, welches nicht gewillt war, sich von fremdländischen Rassisten seine Haltung diktieren zu lassen.

Das französische Publikum spricht demnach ein vollkommen verständliches Französisch, fast so vollkommen wie Herr Kerr selbst, von dem die 'Stunde' behauptet, daß er »französisch wie ein Pariser spricht«, was sie offenbar beurteilen kann, da sie selbst deutsch wie ein Debrecziner schreibt. Ein Pariser Blatt faßt die Situation wesentlich anders auf:

Herr professor Alfred Kerr fait son apparition ... Le herr professor se rengorge. Il remercie — comme faire se doit — en un aimable patois franco—germanique ... Le »Tout Paris« acclame l'orateur en divers jargons qui vont de l'hindoustan au javanais. On expulse entre temps quelques individus qui ont eu le mauvais goût de vouloir parler français ¹.

Und das Blatt zitiert die Schändlichkeiten, die der »citoyen européen« während des Krieges geschrieben hat. Die Zuckerkanal jedoch ist anderer Ansicht. Sie findet vor allem, seit den Tagen von Locarno sei

das starke Gefühl, die *zerrissenen Fäden geistiger Verbundenheit wiederzuknüpfen*, endlich von politischen *Fesseln befreit*.

Das ist sehr kompliziert, aber es dürfte sich machen lassen, man muß nur achtgeben, daß man die Fäden und die Fesseln hübsch auseinanderhält und

1 xxx

daß beim Befreien, Knüpfen, Verbinden und Zerreißen kein Durcheinander herauskommt. Damit alles in Ordnung geschieht, habe Herr Gemier allen geistigen Führern eines *neuerwachten* künstlerischen Weltgewissens endlich *die Brücke geschlagen*.

Und selbstverständlich war es der Kunst vorbehalten,
die Fahne der Internationalität als erste in Berlin, in Wien und in Paris *aufzupflanzen*.

So kompliziert das alles ist, indem zu den Fäden und Fesseln nun noch Fahnen und Brücken hinzukommen, bis hierher tut sichs; doch jetzt wird es schwieriger:

Daß es aber gerade die Kunst des Theaters ist, die diesmal bewußt und mit wahrhaftem Weitblick die Führung an sich gerissen hat, *eröffnet weitere Perspektiven*, als bisher selbst eine *Durchdringung* der sich fremd gegenüberstehenden Völker *durch die Magie* der bildenden Künste und vor allem der Musik *sich im Ablauf der Geschichte erwiesen hat*.

Wenn das meine Mänaden in »Literatur« gehabt hätten, die doch viel der Zuckerkandl verdanken — ausgesorgt hätten sie gehabt. Und auch dieses:

Sie (die Kunst des Theaters) ist zum edlen Werkzeug eines neuen Aufbaus intellektueller Weltgemeinschaft von jenen Menschen auserwählt worden, *die während des Krieges die Kraft hatten, abseits vom Haß zu bleiben*.

Zu diesen gehört vorzüglich Herr Alfred Kerr. Und wie zuverlässig das Gedächtnis der Zuckerkandl ist, dürfte exemplarisch durch die folgende Liebesgabe des Dichters bewiesen sein:

Aus Rußland

Nun hat man im Reiche des weißen Despoten
Den ersten sittlichen Anlauf genommen,
Und hat den Branntweinverkauf verboten,
Den wackeren Truppen zu Nutz und Frommen.

Sie sollen sich fern von der Wodkiflasche
Allmählich gewöhnen ans Wassertrinken,
Damit der Geschmack sie nicht überrasche,
Wenn sie in die Seen Masurens versinken.

Vor dieser Scheußlichkeit bleibt wohl alles im Hintertreffen, was die Kraft, abseits vom Haß zu bleiben, während des Krieges produziert hat. Die Zuckerkandl aber weiß, daß »eine persönliche Fühlungnahme von großem Wert« ist, und bat deshalb Herrn Kerr, mit ihr einen Nachmittag zu verbringen, an welchem sie das geistige Paris vereinigen wollte. Sie rief telephonisch:

»Es gilt Alfred Kerr zu begrüßen«

und alle, alle kamen oder, wie sie sagt, »die reiche Varietät berühmter französischer Autoren« fand sich ein. Das ist mir, dem es sein Lebtage an persönlicher Fühlungnahme mit der Zuckerkandl gefehlt hat, gelegentlich meiner Vorträge in der Sorbonne nicht widerfahren, wohl aus dem Grunde, weil ich dort nur deutsch wie ein Wiener gesprochen habe. Dies wäre, weil es doch eine Neuerung und immerhin ein Symptom der Völkerversöhnung war, ein politisches Ereignis gewesen, wenn ich mich solcher Versöhnlichkeit auch bei jenen zu erfreuen hätte, die sich angeblich der deutschen Sprache in ihrem täglichen Umgang bedienen. Aber so muß ich's schon hinnehmen, daß mein Auftreten an der Sorbonne auf der Tafel der Zeitgeschichte keine Lettern findet, während ein Pariser Privatbesuch des Herrn Unruh zu Leitartikeln hinreißt

und die französische Theaterplauderei des Herrn Kerr der »erste zerbrechliche Steg« ist, »der über einen tiefen Graben gespannt wird«. Wie zerbrechlich er war, sollte sich erweisen. Die Zuckerkanal hatte gewiß das Erdenklichste vorgekehrt, sie ließ interessante Gespräche sich entwickeln, an denen sogar Herr Painlevé, dem sie jedes Verständnis für Wiederanknüpfung zu-
traut, teilnahm.

»Hier (sagte ich Alfred Kerr) ist Paul Gerdely. Sie haben sein Werk 'Aimer' nicht ganz gelten lassen. *Setzt euch auseinander.*«

Natürlich meint sie, daß sie sich zusammensetzen sollen. Und sie läßt Herrn Kerr bekennen, es gebe Zeiten wie diese,

in der zehn Millionen Menschenleiber zerfetzt wurden durch sinn-
loses Morden.

Wovon er aber nicht etwa die Reue bezog, es durch Verse befördert zu haben, sondern die Erkenntnis, daß »der Inhalt eines dramatischen Werkes alles bedeutet«, und die Parole: »Wir müssen handeln!«. Infolgedessen verzeichnet die Zuckerkanal »die ungewöhnliche Wichtigkeit«, daß gerade in einem Augenblick, in welchem das französische Theater nach einer »neuen geistigen, einer menschlich dichterischen Erneuerung sucht«,

Alfred Kerr vielleicht *entscheidende Wege* gewiesen hat. Hier ist wirklich *eine Brücke geschlagen* worden.

Sie war schon zusammengekracht, als die Zuckerkanal, welche deutsch wie eine Pariserin spricht, diese Sätze schrieb. Kerrs Gedanken waren so gewichtig, daß es der Brücke, deren Tragfähigkeit ja begrenzt ist, widerfahren mußte, selbst wenn die Erinnerung an die Kriegsdienstleistung des Pazifisten nicht auf ihr gelastet hätte. Nach einem Bericht soll er den »entscheidenden Weg«, der keinen Herkuleszweifel mehr übrigläßt, folgendermaßen gewiesen haben:

Ich möchte einmal François de Curel aufführen. Wir brauchen eine dramatische Kunst, die uns erzieht; was werden wir bei diesem Versuch gewinnen? *Ich weiß es nicht.*

Wie soll er es wissen? Von ihm kann derselbe Gewährsmann nur feststellen:

Alfred Kerr gilt in Berlin als »der Theaterkritiker seit Lessing« und beherrscht die öffentliche Meinung durch die *Schärfe und Sicherheit seines Urteils*. Kerrs Autorität ist ungeheuer, ein Wort von ihm macht einen Menschen berühmt oder vernichtet ihn.

Das kann ich bestätigen, denn als er ein Wort gegen mich sprach, stellte sich gleich heraus, daß ein Mensch vernichtet war. Man muß nur immer das abdrucken, was Herr Kerr faktisch geschrieben hat, und ihm nichts unterscheiden, was nicht von ihm ist. Sonst belebt er sich wieder. Und dann ist Mosse zufrieden und läßt über den Zwischenfall noch ein zweitesmal berichten:

Die Wahrheit ist, daß der Erfolg größer gewesen ist, als zu erhoffen war. Die einzige feindselige Kundgebung war der Protest eines *serbischen oder rumänischen* Studenten in einer Vorlesung Kerrs

(Der Balkan gerät wieder in Unordnung!)

und dieser Protest — es ist traurig, diesen Umstand erwähnen zu müssen — wurde, wie hier erzählt wird, durch die Niedrigkeit eines Deutschen veranlaßt. Die im 'Petit Journal' erschienene dumme Verleumdung, daß Kerr der Verfasser des Verses »Jeder Schuß ein Ruß ... « gewesen ist, ist angeblich dem Blatte von einem deutschen Literaten zugegangen. Außer diesem Zwischenfall gab es *keinen Mißklang*. Es hätte *allerdings noch anders kommen können*, denn fünf deutsche Vorlesungen in einer Woche sind für Paris tatsächlich etwas zu viel. *Es wird gut sein, vorläufig mit neuen Be-*

suchen deutscher Dichter und Künstler zu warten, und zunächst den Franzosen Zeit zu lassen, um den Besuch Thomas Manns und Kerrs in Berlin zu erwidern. Absichten dieser Art bestehen; *es ist aber noch verfrüht, von ihnen zu sprechen.*

Das Berliner Tageblatt tut ganz recht, vor Überspannungen zu warnen, die Franzosen scheinen vorläufig genug zu haben und zu fürchten, daß ihnen das nächste Mal der Pazifist vorgestellt werde, der wirklich der Autor von »Jeder Schuß ein Ruß« ist. Der Bericht läßt immerhin zwischen den Zeilen den Mißklang hören, den die deutsche Botschaft vernommen hat, welche schon nach dem Benehmen des Herrn Unruh hätte erkennen müssen, daß in Paris der Glaube fehlt an eine Völkerversöhnung, die durch Kriegsliteraten und Theateragenten angebahnt wird. Vorläufig dürfte die Aufhebung des Paßvisums wesentlich mehr zu ihr beitragen als alle Brückenschlägerei und Anknüpfung von Fadianen. Viel gesünder und reinigender als solche Versuche wirkt die Niedrigkeit jenes deutschen Literaten, der das französische Blatt auf das Kuriosum hingewiesen hat, daß die Propaganda für Völkerversöhnung durch Theaterreklame es unternehmen wollte, einen Kriegshetzer als Pazifisten einzuschmuggeln, und bedauerlich ist nur, daß diese nicht hoch genug zu schätzende Niedrigkeit in der Poesie des Herrn Kerr so unzulänglich versiert war. Aber warum soll der Gewährsmann des französischen Blattes sich mit den Nationen auskennen, gegen die Herr Kerr Krieg geführt hatte, wenn die Gewährsmänner der deutschen Blätter nicht einmal angeben können, welche sich gegen ihn gewehrt hat? Das Berliner Tageblatt, das doch an der Quelle saß, schwankt sichtlich zwischen Serbien und Rumänien, und nur Herr Kerr selbst weiß das Endgültige. Er sagte zu einem Interviewer:

Die Wirkung meiner Vorträge, die Aufnahme beim Publikum haben mich sehr befriedigt. Der kleine Zwischenfall, daß *serbische Studenten* mich *unsinnigerweise* beschuldigt haben, zu Kriegsbeginn *das blöde Gedicht* »Jeder Schuß ein Russ', jeder Stoß ein Franzos'« *verbrochen zu haben*, war *erheiternd* und *anregend*. Den Zwischenrufer habe ich mit einem *temperamentvollen* Protest gleich entwaffnet, das Publikum für mich gewonnen und selbst die kleine serbische Gruppe meiner Gegner *anscheinend* so sehr überzeugt, daß sie beim Schluß des Vortrags nicht weniger applaudiert hat als die Masse meiner französischen Zuhörer.

Ein ihm zu Ehren gegebenes Festessen habe ihm Gelegenheit verschafft, mit fast allen führenden französischen Dramatikern und mit fabelhaften Weinen bekannt zu werden. Es war ein köstlicher Abend. Er meint wohl das Essen bei der deutschen Botschaft, deren Sitten und Gebräuche uns ja aus der Schilderung des Herrn Unruh sattsam bekannt sind. (»Machen Sie sich nichts draus, lieber Kerr«, winkt der Botschafter dem Haushofmeister, der darauf den Sekt in die Gläser *schäumt*, »hier sind wir angtrnuh!«) Kerr ist also in gehobener Stimmung und der Interviewer — es ist der Herr, der den Leitartikelpreis des Neuen Wiener Journals gewonnen hat — versichert denn auch, er habe ihn aufgesucht, weil er »einen gehobenen Menschen sehen wollte«. Wozu er noch die tief sinnigen und preiswerten Worte in Klammern setzt:

(Der er auch in Berlin, oder trotz Berlin und selbstverständlich in doppeltem Sinne in Berlin und trotz Berlin ist.)

Wie gehoben aber die Stimmung des Herrn Kerr in Paris war, was sich Erheiterndes und Anregendes während des Vortrags und nachher zutrug und ob die Demonstranten Rumänen oder Serben waren, darüber wird man nie aus den Zeitungsberichten klug werden, die ja so schwankend sind, als ob ihre Verfasser auch von den fabelhaften Weinen zu trinken bekommen hätten;

vielleicht aber aus dem folgenden nüchternen Originalbericht, den der Pariser Spezialkorrespondent der Fackel ihr zugesandt hat:

— — Der erste Vortrag fand in dem Ihnen bekannten Saal der Sorbonne statt, der sehr schwach besucht war. Der zweite, im Hause der Sociétés savantes vor einem vollen Saal. Die Akteure betreten die Bühne. Delbos (der ehemalige Unterrichtsminister), Lichtenberger, Aulard, Kerr — es wird applaudiert — und noch andere würdige, schwarzbekleidete Herren. Zuletzt ein junger, hellgekleideter Mann. Alle setzen sich, der junge Mann steht an der Kulisse. Delbos hält eine Ansprache, und Kerr rüstet sich zum Vortrag. Da tritt der junge Mann zu dem sichtlich befremdeten Delbos und sagt, er möchte im Namen der Jugend und seiner Kompatrioten einige Begrüßungsworte sprechen. Delbos wendet sich an Kerr — Kerr nickt. *Und nun beginnt eine Szene von solcher Dramatik und Wucht, wie sie seit Banquos Geist nicht mehr erdacht worden ist.* Der junge Mann redet über die Tätigkeit Kerrs im Kriege, welche herrliche, anerkennende Worte er für den Heldenkampf der Serben gefunden hat usw. Und alle schwarzgekleideten Herren nicken anerkennend, mit freudigen zufriedenen Mienen, mit den Köpfen, während Kerr, der einzige im Saale, der alles versteht, *blaß wird, weiß wird, grün wird*, sich an der Tischkante festhält, nicht atmen kann *und seinen Blick von dem entsetzlichen Redner nicht abwenden kann.* Er zittert am ganzen Körper, schwitzt Todesweiß und ist ein Bild des Jammers. Er weiß, das ist das Ende seiner Pariser Reise. (Er hat Recht behalten, nächsten Tag fuhr er nach Berlin). Und dann sagte der Redner: Da ich nicht der deutschen Sprache mächtig hin, möge mein Kompatriot Proben Kerrscher Dichtung in der Ursprache vortragen. Und nun begann einer (er heißt Polianski, ist Serbe und gibt eine Zeitung »Zenit« heraus) vorzutragen: Jeder Schuß ein Ruß etc. Es gab einen unglaublichen Tumult. P. Rief: Ich glaube, daß ein solcher Mensch nicht das Recht hat, in diesem Kreise (Völkerversöhnung) zu sprechen. Pfuirufe und Pfiffe. Mühsam stellt man die Ruhe her. Kerr sagt: das ist eine Lüge, nie habe er diese idiotischen Verse geschrieben. Und mit dieser Erklärung hat er die Situation gerettet und er konnte vortragen. Es war ein Stuß und zum Schluß (Hier ist kein Patriotischer Reim beabsichtigt. Anm. d. Red.) hat der Vorsitzende des Vereines, der die Vorlesung des Kerr veranstaltet hat, Aulard, das Wort ergriffen und, man kann sagen, Wort für Wort die Kerrschen Ausführungen widerlegt, wozu aber Kerr kopfnickend lächelte, als wenn man seiner Meinung wäre. — Es ist möglich, daß der Russenschuß nicht von Kerr ist, aber ein jeder glaubt es. Am Mittwoch war nachmittags Thomas—Mann—Vortrag. Abends hat die deutsche Botschaft ihnen zu Ehren einen Empfang abgehalten. Ein bekannter Pariser Publizist antwortete auf die Einladung: Ich danke, kann aber nicht erscheinen, da man mir nicht zumuten kann, mich mit Herrn Kerr an einen Tisch zu setzen. Die Comoedia hat das seit Tagen vorbereitete Dejeuner abgesagt. » ... obligé de repartir pour Berlin et ne pouvant assister au déjeuner que nous comptions organiser en son honneur«¹.

1 xxx

Ecco. Und war das Mahl auch abgesagt und war der Geist, der beim Vortrag des Herrn Kerr bemerkt wurde, auch ein falscher Banquo, so war er doch an seinem Platz.

»Wer von euch tat mir das? ...
Schüttle nicht
Nach mir die blut'ge Locke!«

»Was zerrt ihr das Gesicht? Wenn's um und um kommt,
Seht ihr nur einen Stuhl.«

»Wenn Gruft und Beinhaus wiedersenden darf
Die Toten, dann sei unser Monument
Der Bauch der Raben!«

»Wie? ganz entmannt in Torheit?«

»Sinnt über mich nicht nach, ihr werten Freunde,
Ich hab ein seltsam Unwohlsein, das meinen
Bekannten nichts ist ...
Gebt mir Wein! schenkt voll!«

»Nehmt es, gute Pairs,
Als ein alltäglich Ding: es ist nichts anders,
Nur daß es uns die Lust des Abends stört. «

»Komm wie du willst, nur so nicht: und nicht zittern
Solln meine festen Nerven ...

Irre werd' ich
Durch euch an meiner eignen Sinnesart,
Bedenk ich nun, daß ihr könnt solche Zeichen
Erblicken, und behalten eurer Wangen
Natürlichen Rubin, indes die meinen
Entsetzen bleicht.«

»Ich bitte, sprecht nicht! — Er wird schlimm und schlimmer.
Das Fragen reizt ihn. Insgesamt Gutnacht!«

»Komm, schlafen wir! Der Traum, der mich gequält,
War Neulingsfurcht, der harte Übung fehlt.
Wir sind noch jung an Taten.«

Der Unterschied ist: Macbeth beschloß, am nächsten Tag zu drei Hexen zu gehn, um sich Rats zu erholen, und Kerr ging zur Zuckerhandl.

Hofmannsthal und die Bezüge ¹

¹ Bezüge spielen auch heute (Sommer 2016) noch eine Rolle. So hatten die drei im September verhafteten mohammedanischen Verbrecher des IS (ISIS), die sich unter die »Flüchtlinge« gemischt hatten — Welch eine bodenlose Frechheit! — »einen Bezug« zu den Attentätern des Anschlags Paris II.

In einem Aufsatz des Herrn Hugo von Hofmannsthal — der in der Adelswelt, zu welcher er einen »Bezug« hat, zu den sogenannten Vonerln gehört, die sich im Gegensatz zu den Starhembergs den Adel um keinen Preis nehmen lassen —, also in diesem Aufsatz habe ich bunte Abenteuer bestanden. Der Aufsatz über StifTERS »Nachsommer« — steht in einem Almanach, aber er gehört in ein Lesebuch der abschreckenden Beispiele, weil die deutsche Jugend von solchen viel mehr lernen kann als von den Mustern deutscher Prosa. Herrn Hofmannsthals Note stellt sich immer deutlicher heraus als das Verbergen eines fließenden Ausdrucks, mit dem er dem Salten das diesbezügliche Wasser reichen könnte, hinter einem geflissentlichen Gestotter, das mit moderigen Floskeln die Bedeutsamkeit herzustellen sucht, die seinen Gedanken abgeht. Er hat sich in der Verfügung über fremde Sprachelemente ein eigenes Mißdeutsch zugelegt, denn je älter der junge Hofmannsthal wird, umso weniger glaubt man ihm den alten Goethe und deshalb muß er schon gehörig nachhelfen. Um den Brechreiz der Charge, in die er sich hineingespielt hat, auszugenießen, lese man Sätze wie diese:

Es äußert sich diese österreichische Besonderheit sowohl in dem besonderen Kreis, worin alles spielt, und in der Art, wie *das Gesellige* in dem Buch dargestellt wird — in dem Verhalten *der Stände* gegeneinander und der einzelnen Menschen zueinander —, als auch *in dem Sittlichen*, wie es erfaßt, wie ausgesprochen und *wie weit schweigend geehrt wird*, und sogar noch *in dem Sprachlichen*. Aber an dieser Stelle *geziemen sich* für den Leser, der ein so gehaltvolles und tiefes Buch *zu lesen geendet hat* und nun wieder *in die alltägliche Lebensluft zurücktritt*, keine solchen *zarteren* Ausführungen, sondern nur eine kurze *Zusammenfassung* und die Hindeutung auf den *Zusammenhang* der geistigen Dinge, wenn man sie im großen und ganzen betrachtet und von einem Jahrhundert ins andere hinüberblickt.

Man weiß, der Herr Hofmannsthal hat diesen Blick, denn er tut sich zwar in einer Zeit um, in der der Betrieb schon den Briefwechsel lebender Kompagnons erfaßt, aber er kommt aus einer Zeit, wo einem der Zopf hinten und die Habsburgerlippe vorne hing, und als ich seiner im Speisesaal eines Salzburger Hotels ansichtig wurde, konnte ich mich nicht der Vorstellung erwehren, daß wir noch in der Barockhendzeit leben. Er hat entschieden einen »Bezug« zu ihr, welchen er denn auch mit Vorliebe statt der Beziehungen verwendet, in denen er zur Gegenwart steht.

Der erstere Bezug ist gleichsam oberirdisch, indem der Name Goethes mehrmals, wenngleich nicht oft, mit der höchsten Ehrfurcht genannt und sein Werk als ein Teil des überlieferten *Besitzes* bezeichnet wird. Der *Bezug* auf Jean Paul ist geheimer, aber nicht weniger tiefgehend.

Der Bezug zu beiden dürfte mithin bei Herrn Hofmannsthal vorhanden sein, während unsereins bei dem Wort weniger eine Angelegenheit des Kopfes als des Kissens vor Augen hat. Wie leer die Gedanken eines Schriftstellers laufen, der sie mit entliehenen Sprachstelzen in Gang setzt, zeigt dies:

Wer sich *in Gedanken* die Welt Balzacs heraufruft und ihr gegenüber die Welt Jean Pauls — — der erkennt die *Bedeutung* des *angedeuteten* Gegensatzes.

Worin und womit sonst man sich die Welt Balzacs heraufrufen könnte als in Gedanken, ist sicherlich nicht vorstellbar. Wohl aber hätte die geringste Vorstellung und gedankliche Anstrengung hingereicht, auf die Bedeutung von etwas Angedeutetem lieber zu verzichten. Herr Hofmannsthal mag beim Lesen

etwas erlebt haben, beim Schreiben erlebt er bestimmt nichts. Sonst könnte ihm nicht solches Gewurschtel passieren:

Zwei große Gestaltungen deutschen Geistes sind in dem »Nachsommer« einbezogen *und der Welt, die in ihm hervortritt, zugrundegelegt* — — ¹

Das ist einfach nicht zu demachen. Er hat sich selbst nicht mehr ausgekannt und darum das »in« vor »der Welt« ausgelassen, in der etwas hervortreten soll. Besser, man bleibt beim Bezug, da macht sich alles von selbst:

Und die Benennung des ganzen Buches als »Nachsommer« gibt sich zu erkennen *als ein Bezug* auf jenes reine überstarke Erlebnis — —

Dies ist ein sehr geheimer *Bezug*, der das ganze Buch *durchwaltet*.

Der Bezug kann alles, paßt zu allem, was mit ihm oder auf ihn bezogen wird. Er kann auch aus Fäden bestehen:

Offener zutage liegen die *Fäden*, wodurch *das Buch* an Goethes dichterische Gestaltungen *angeknüpft* ist, und *am deutlichsten die zu des Gleichen* wissenschaftlichen Werken *hinführen*.

Der Gleiche ist offenbar Goethe, was schon daraus zu schließen ist, daß Herr Hofmannsthal des Gleichen tut. Aber es ist doch nichts mit den Fäden, wenn gleich sie ein Buch anknüpfen und zu Werken hinführen können:

Zu zwei Dichtungen Goethes vor allem erkenne ich *einen Bezug*, der aber nirgends *ausgesprochen*, vielleicht *Stiftern* nicht einmal bewußt war.

Wenn Herr Hofmannsthal imstande ist, in diesem Satz — falls er sich ihn als ganzen mündlich auszusprechen traut — »Stiftern« zu sagen, spendiere ich ihm eine italiänische Reise. (Auch dieses Wort müßte man die Herren Hofmannsthal und Rilke hundertmal hintereinander, abwechselnd, sprechen lassen, dann würden sie schon klein beigegeben.) Also was tan mr jetzt:

Zum »Tasso« *liegt der Bezug* des »Nachsommers« darin —

Bin nicht neugierig. Hinreichend mit Goethe versorgt, wenn ich gleich zu der Stelle übergehe:

— — worunter alles gehört, was mit Kunst und Geschmack zu tun hat, auch die Schönheit der Lebensformen und *das Geziemende* — —

Welches wieder auf »das Gesellige« und auf »das Sittliche« einen Bezug hat, besonders aber auf das Sprachliche und sonstige zartere Ausführungen, die sich für den Leser geziemen.

Zum »Wilhelm Meister« sind *die Bezüge* mannigfaltig: in beiden geht es um *künstliche Veranstaltungen*, durch welche das Leben eines empfänglichen jungen Mannes im Sinne eines sehr hohen Erziehungsplanes gelenkt werden soll.

Es ist mithin der pure Zufall, daß Herr Hofmannsthal nicht den »Wilhelm Meister« geschrieben hat. In diesem erscheint das Ziel der Entwicklung

mehr zur *tätig—geselligen* oder politischen Sphäre hinneigend, im »Nachsommer« dagegen

als ein mehr privates, *in Familienkreis* eingezogenes und frommes im Sinne der *zarteren* allseitigen Ehrfurcht und Pietät.

Er wollte natürlich »zärteren« sagen, hat sich aber doch ein bißl geniert. Der »Nachsommer« hebt sich jedenfalls

zu einer *eigentümlichen Höhe*.

Sodann spricht Herr Hofmannsthal von einem Weg,

1 s. hierzu eine interessante Korrektur in Heft 743 Seite 43

der in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der *gebräuchliche* war für *Begabte aus dem Volk*

und vom

Leben als Hofmeister in einer Familie höheren Standes.

Also dort, wo man »Mamu« sagt. Natürlich gelangt so einer bald mit an die *Spitze der Geschäfte*

und

sehr wichtige Zweige des verwaltenden Dienstes haben zeitweise *in seinen Händen gelegen*.

Offenbar hat er sie immer mit einer Verbeugung dem Vorgesetzten überreicht.

Ganz fern liegt es einem Mann wie Stifter

(warum nicht Stiftern?)

solche Tatsachen und *Bezüge* aufs Vage hin zu *bauen*.

Da ist der Herr Hofmannsthal schon etwas mehr schlampert:

Diese hohen und *machtreichen* Staatsdiener *waren* meist *aus* den bescheidensten Schichten des Volkes: *bäuerlicher Abkunft* noch öfter als kleinbürgerlicher.

Man versuche zu durchdenken, was dieses »waren« hier alles zu besorgen hat. Und nun folgt ein Wettleerlauf von »solche« und »diese«:

solche Tatsachen ... dieser Freiherr ... diese hohen ... solche Haltung ... solchen Laufbahn ... dieses strenge ... solchen Belehrungen ... solche hohe ... solchen Macht ... dieser unbeträchtlichen ... solchen Unterschied ...

Dazwischen geschieht es, daß »in das zarte Fließen der Handlung« etwas »eingefügt« ist. Auch kommen Einsichten vor, die einer »von daher« (statt »von da her«) mit sich genommen hat. Dann aber ereignet sich der folgende Satz, der die Gefahren allzugroßer Schlichtheit zeigt und in welchen Strudel ein Nachfahre Goethes, insbesondere wenn er auch Stiftern nachfährt, durch allzugroße Vorsicht geraten kann.

Indem wir so von der Gestalt aus, die wohl als die Hauptgestalt des Buches anzusehen ist, uns in ein Bereich geführt sehen, *wo das, was* unser aller Verhalten und Erkennen im kleinen Leben betrifft, durchdrungen wird von der Einsicht, welche aus der Beherrschung des Großen herkommt, fühlen wir uns an Erscheinungen erinnert, *wie* die des Solon in der herodoteischen Darstellung, *wie er, als ein Erfahrener* und Gesetzgeber, nun auf Reisen *als* ein einzelner Mann über das Geschick der Menschen und *das, was* man Glück nennt, so schlichte und tiefe Belehrung gibt. Oder, *um es mit anderen Worten zu sagen* — —

Was dringend nötig, aber überflüssig ist. Und wieder begibt sich etwas Merkwürdiges:

In einer so langen Frist pflegt an ein Dichterwerk *ein Augenblick heranzutreten, in dem es stirbt*.

Da spricht Herr Hofmannsthal gewiß aus eigener Erfahrung, aber es muß ein Bezug von Schiller hineingeraten sein, nämlich der auf den Tod, welcher rasch den Menschen antritt, also in dem Augenblick, zu dem man grad mit Goethe sagen wollte. Auch möchte ich schier behaupten, daß es Herrn Hofmannsthal zwar nicht an der Wiege, wohl aber an der Fürstengruft gesungen wurde, von einem Dichterwerk zu sprechen, das

keine der unausgesprochenen Fragen, die der Leser an *es* heranträgt, mehr zu beantworten scheint.

Dagegen ist dieses »mehr« ganz auf neuzeitliche Art fortgerutscht. Nun aber verläuft alles ganz harmonisch, kein »solches« mehr ist störend in den Fluß

eingefügt, so daß »dieses«, »diesen«, »diese«, »diesem« und »dies« in 69 Zeilen unbehindert 21mal vorkommen können. Das hat zwar nicht die Plastik der Fülle jenes Daderadada durch welches Hofmannsthals Filmtext hervorragt und mit dem ich als Vorleser eine ekrasitartige Wirkung zu erzielen pflege; aber es zeigt doch, was auf den Höhen der zeitgenössischen Literatur möglich ist und in der Niederung der Leserschaft erträglich, die dergleichen überhaupt erst merkt, wenn ich es zitiere. Ob Herr von Hofmannsthal, wenn er mit Richard Strauß briefwechselt, sich mehr zusammennimmt? Es dürfte aus dem Grunde zu bezweifeln sein, weil ja die Korrespondenz gleichfalls für die Öffentlichkeit geschrieben war, wenn schon nicht für die Nachwelt, so doch für die Mitwelt. Die Tatsache ihrer Publikation — von den Gedanken abgesehen, die die Kompagnons austauschen — kann einem Besorgnisse einflößen. Denn nehmen wir selbst den Fall an, sie hätten einander bis heute ganz unbefangen und ohne an den Druck zu denken, Briefe geschrieben, die man in den Kasten wirft und deren Geheimnis nicht verletzt werden darf. So unwahrscheinlich es ist, daß sie dabei nicht wenigstens an die Nachwelt gedacht haben, wir wollen einmal ihre völlige Unbefangenheit voraussetzen. Da kommt ein listiger Verleger und ermuntert sie, den Briefwechsel herauszugeben, ja er zahlt ihnen für das, was sie einander so mitzuteilen hatten, Honorar. Diese Bezüge werden nunmehr ein Ansporn sein und sie werden einander künftig noch mehr zu sagen haben. Aber selbst ohne jede materielle Rücksicht und bloß in Voraussicht der baldigen Publikation wird da doch manches zustandekommen, was sonst nicht zustandekäme. Denn da sie weiter zusammenarbeiten und darum weiter einander Briefe schreiben, so ist es doch schlechthin unmöglich, daß sie nicht bei jeder Zeile an den neugierigen Leser denken, ja es kann sogar so weit kommen, daß die Neue Freie Presse bei Herrn Hofmannsthal einen Brief an Herrn Strauß bestellt, während das Neue Wiener Tagblatt auf die Antwort spitzt und Lippowitz auf beides, und daß vielleicht gar schon Vorschüsse auf Feuilletons gezahlt werden, die über weitere Briefe, die noch nicht geschrieben sind, geschrieben werden sollen. So sind nun einmal die Bezüge dieser Welt. Daß es ihr angenehm ist, sich dumm machen zu lassen, habe ich immer gewußt. Aber daß sie sich so dumm machen läßt, setzt mich immer wieder im Bezug auf sie in Erstaunen.

Glossen

MADE IN GERMANY

Die Varianten, die das deutsche Gemüt aller möglichen Couleurs und Berufe schon zu Goethes erhabenen Versen beigetragen hat, werden nunmehr noch durch die folgende vermehrt, die sich im Annoncenteil des Prager Tagblatts' findet:

An eine ungläubige Frau.

(Frei nach Goethe.)

Mit Schnitten, die Semper gibt aus,
Wird Dir das Schneidern im Haus
Unentbehrlicher Brauch.
Die Kleider tadellos sitzen!
Warte nur, bald wirst benützen
Semper-Schnitte Du auch.

Der Finder fragt mit Recht, warum diese Goethe—Nachdichter eigentlich noch »frei« sind. Die Herren Gesetzgeber, die sich in den verschiedenen Parlamenten räkeln, haben noch nie daran gedacht, hier so etwas wie einen Denkmalschutz zu statuieren, weil vermutlich jeder einzelne von ihnen, dessen Geistigkeit nicht über den Humor der 'Muskete' oder des 'Götz' emporragt, solche Verdreckung eines Nationalheiligtums harmlos, wenn nicht gar belustigend findet. Der deutschen Kultur kann Goethes Nachtlied gestohlen werden; demnach sie mir.

ÜBER ALLES IN DER WELT

geht doch, was in diesem Deutschland, an das unsereins sich anschließen soll, möglich ist. Das Buchhandelsblatt annonciert ein sperrangelweit offenes Maul, das die Front eines Buches ziert; darüber der Titel

Meine Fresse

darunter:

Eine Ladung Frontwitze

Die bunte Welt, wie sie das Volk der Dichter und Denker im Gedanken an die größte seiner Katastrophen anschaut, malt sich vollends in dem folgenden Triptychon eines Dresdener Blattes:

Fürstenhof-Lichtspiele

Das Gewaltigste der Gegenwart!

Volk in Not

nach Aufzeichnungen Hindenburgs
Das Heldenlied von Tannenberg 1914

verflochten mit einer lebenswahren
Handlung, von ersten Künstlern in
hervorragender Weise gespielt.

Außerdem, so schreiben die Kritiken,
»wird jeder Frontkämpfer
seine Freude haben«.

Der Jugend bestens empfohlen!

Und gleich darunter

DER TÄGLICHE BERICHT

Aus dem 'Hamburger Fremdenblatt':

In Berlin ereigneten sich während der Weihnachtsfeiertage zwanzig Selbstmordversuche, die in zehn Fällen *von Erfolg gekrönt waren*.

DER MENSCH

Aus Leipzig:

Echte Heidschnucken—Lämmer drollige Spielgefährten für Kinder, genügsam, anhänglich, im Herbst delikater Braten, auf schlechter Weide fett werdend, versendet unter Garantie lebender Ankunft pro Stück 12 Mk., ausgesuchte Zuchttiere 15 Mk., Käfig für 2 Tiere 2 Mk.

Carl Jördens, Munster (Lüneb. Heide).

SAGA

Ausgerechnet der Tag' berichtet:

Oskar Antons Glück und Ende

Im Jahre 1924 war Herrn Eugen Dreher's *Vollbluthengst* Oskar Anton *das Glück beschieden*, als Sieger aus dem Kampfe um das ungarische Derby heimzukehren.

Der Hengst hatte seinen Namen von Oskar Anton Dreher, dem Jüngsten des Hauses Dreher, erhalten. Jetzt, wo dieser Stammhalter der Familie fast noch im Kindesalter durch einen frühzeitigen Tod hinweggerafft wurde, *faßte Herr Eugen Dreher*, der letzte männliche Sprosse des Welthauses, *den an uralte Heldenzeiten erinnernden Beschluß*, den Namensträger des Verblichenen *diesem ins Jenseits nachbefördern zu lassen*.

Das ergreifende Sühnopfer wurde *am letzten Sonntag in Alag vollzogen*.

In Walhalag. Und diese Untat macht ein jüdisches Journalistenherz in Ehrfurcht erbeben.

ZWÖLF HARBE RAPPEN

Kaiser Karl liebte, wie Eder berichtet, im heimlichen Kreis den Wiener Dialekt über alles. Oft mußte sich Eder zum Klavier setzen und aus den Operetten spielen und singen, die der Kaiser liebte. *Kaiser Karl soufflierte ihm dabei den Text*, und wehe, wenn er den Dialekt nicht genau so brachte, wie ihn der hohe Souffleur ihm

vormachte. *Dann konnte der Kaiser sogar sehr ungehalten sein. Oft sang er selbst Wiener Lieder, wobei ihn Eder begleiten mußte. Einmal, als er ganz besonders aufgeräumt war, sang er das Fia-kerlied gleich sechsmal hintereinander.* Und wenn ihn die Herzogin von Parma manchmal wegen der Dialektworte *lächelnd ersuchte*, seine Aussprache doch etwas mehr dem Hochdeutschen zu nähern, dann erklärte er, es gäbe nichts Schöneres als den Wiener Dialekt.

»Verzeihn Sie, Sie haben vorhin g'sungen: Ich führ zwei harbe Rappen ... Dann haben Sie wieder g'sungen: Ich führ zwei harbe Rappen ... « So hätte an Eders Stelle der Schneider Zwirn nachgerechnet, der noch aus einer besseren Zeit jenes Dialektes stammte; und zum Schluß der Debatte festgestellt: »Jetzt sind's zwölf.«

WEIT GEBRACHT

Aus dem Amtsblatt:

Wien, 8. Bez., Lange Gasse 63, Leopold *Habsburg—Lothringen*. Eingetreten als Gesellschafter Nathaniel *Menkes*, Großkaufmann in Wien, infolgedessen offene Handelsgesellschaft seit 1. Oktober 1925. *Vertretungsbefugt* nunmehr der Gesellschafter Nathaniel *Menkes selbständig* oder der Gesellschafter Leopold *Habsburg—Lothringen gemeinsam mit ersterem*. Firmazeichnung: Die zeichnenden Gesellschafter setzen unter den Firmawortlaut ihre Unterschriften. — A 47, 228 a.

WAS SICH DER BEURTEILUNG ENTZIEHT

Aus dem Neuen Wiener Journal:

— — *Inwieweit* sich nun das Gerücht bewahrheitet, daß sich zwischen dem jungen Baron Grödl und der Erzherzogin Margarete *eine Neigung entsponnen* habe, die jetzt zu einer Verlobung führen soll, *entzieht sich der Beurteilung* um so mehr, als ausschließlich die Hundspeitsche in Frage kommt.

KARPATH

Wie wir bereits berichteten, hat sich der *Konsulent* des Unterrichtsministeriums *Regierungsrat* Ludwig Karpath begeben.

— — »Ich hatte noch nicht das Zimmer des Künstlers verlassen«, teilte Regierungsrat Karpath weiter mit, »als ich schon die Zeitungsberichterstatter bemerkte, die bei Walter erschienen waren ... *Ich bin leider persönlich so sehr bekannt, daß meine bloße Anwesenheit schon zu allerhand Vermutungen Anlaß gibt.*

— — In Berlin hatte ich auch Gelegenheit, mit Richard Strauß zusammenzukommen, der einen Tag dort weilte, *um der Einäsche-*

rung eines Freundes beizuwohnen. Strauß war guter Dinge. — —
«

DIE THEATERGEMEINDE

In dem Resultat der Abstimmung

bei der jedes Mitglied aus einer Liste von Stücken je ein klassisches und ein modernes Stück bezeichnen konnte, das ihm zur Aufführung im Rahmen der Theatergemeinde im Burgtheater erwünscht wäre

halten sich so ziemlich die Vage:

Engels »Der ewige Jüngling« mit 122,
Shakespeare »Macbeth« mit 117.

Es ist aber doch vielleicht anzunehmen, daß die 117 nicht in den 122 enthalten sind.

MOISSI—INTERVIEW

Über sein erstes Auftreten in »Was ihr wollt« im Deutschen Volkstheater sagte er noch folgendes:

»Die Figur des Narren den ich spiele, wurde bei der Berliner Premiere heftig umkämpft. *Man erwartete einen Shakespearischen Narren voll Witz und Lustigkeit.* Das ist aber meiner Meinung nach dieser Narr *nicht*. Er ist gewissermaßen ein *unbegabter Komiker*, dem *nichts einfällt*, der nichts kann, der *nur eine gute Stimme* hat. — — *Nach dieser meiner Auffassung spiele ich ihn.* Ich bin neugierig, wie er in Wien wirken wird.«

Gewiß besser als der Willibald, da Herr Moissi hier für seine Auffassung alles mitbringt. Die Rolle liegt ihm und die Wiener Erwartungen wird er nicht enttäuschen. Nicht einmal so viel Humor hat er, daß ihm auch nur einfällt, wie recht man ihm geben könnte.

GEHST DENN NICHT

Faksimilierte Postkarte:

Dahtum.
[Herz mit Pfeil]

Mei Dear,

ich thaile dich miet, daß ich bin äben kommen back from England, unt sings wonderfule new songs in daß Pavillon fohm 1. — 25. february.

Wenn du nicht kohmst sogleich to hör mich ich bihn for ewer beese!

PFLEGET DEN FREMDENVERKEHR

(Fremdenverkehrsförderung durch Schulkinder.) Das Fremdenverkehrskomitee im Gremium der Wiener Kaufmannschaft hat gestern unter Vorsitz des Vizepräsidenten Kommerzialrates Bittmann nach einem ausführlichen Referat über Fremdenverkehrsförderung durch Sekretär Dr. Paneth beschlossen, den Stadtschulrat für Wien zu ersuchen, *in den Schulen Fremdenverkehrstage einzuführen*. Aus Anlaß dieser Tage hätten die Lehrpersonen die Schulkinder aufmerksam zu machen, wie sehr eine Förderung des Fremdenverkehrs im Interesse des Wohlstandes jedes einzelnen, *also auch in letzter Linie der Lage der Schulkinder ist*. Die Schulkinder seien *in der Lage*, den Fremdenverkehr dadurch zu fördern, daß sie Fremden bereitwilligst Auskünfte geben und so dazu beitragen, daß jeder Besucher Österreichs gern an seinen Aufenthalt in Österreich zurückdenkt.

Ich freue mich immer, wenn meine Satire, die ich noch gekannt habe, wie sie so klein war, zur Wirklichkeit heranwächst ¹. Es könnte doch keine Absurdität geben, die dieses absurde Land auf meine Weisung nicht zu liefern bereit wäre. Ja, die Förderung des Fremdenverkehrs, auf die »aus Anlaß dieser Tage« die Lehrpersonen die Schulkinder aufmerksam machen sollen, ist im Interesse des Wohlstandes jedes einzelnen, »also auch in letzter Linie der Lage der Schulkinder«, in der sie sind, ihn zu fördern. In erster Linie aber wird sie zur Verhinderung der deutschen Sprache beitragen, damit die Kleinen, wenn sie den Fremdenverkehr gelernt haben und dereinst ins Leben hinaustreten, im Fremdenverkehrskomitee sitzen und auch so schöne Beschlüsse fassen können. Ob die Fremden an ihren Aufenthalt in Österreich mit besseren Gefühlen zurückdenken werden, wenn die Wiener Schulkinder ihnen bereitwilligst Auskünfte erteilen, um die sie sie kaum angehen dürften, mag dahingestellt bleiben. Offenbar ist geplant, sie beim Betreten des Stock—im—Eisen—Platzes von einer Gruppe attackieren zu lassen, gleich jener, die den Betrachter des Kreidefelsens auf Rügen mit dem gräßlichen Chor erwartet: »Sool ich Ihnen die Sage vom Herthasee erzählen?«, worauf sich der Gast mit Grausen wendet, entschlossen, nie wieder den Fuß auf den Boden dieser schönen, aber unwirtlichen Insel zu setzen. Man muß es einmal dem von einer fixen Idee paranoisch besessenen Österreicher sagen: die Fremden kommen deshalb so spärlich nach Österreich, weil sie hier auf Schritt und Tritt von den Bestrebungen zur Hebung des Fremdenverkehrs belästigt werden und weil ihnen halt gar so wenig außer dieser Zerstreuung geboten wird. Sollte jedoch Österreich trotzdem einmal seinen Fremdenverkehr haben, so wird ja noch immer nicht Ruhe sein. Denn was fängt die Dementia paranoides an, wenn man ihr die Idee entwindet? Ich habe in meinem von Patienten aller Richtungen umstellten Leben ganz entsetzliche Beispiele dieser Art erlebt. Wenn man bedenkt, was dann der Österreicher alles anfangen könnte, so ist es immer noch

1 s. Heft 372 »Glossen« # 02 »Pfleget den Fremdenverkehr«

besser, der Fremdenverkehr hebt sich nicht, damit jener an seiner Hebung fortwirken könne.

DUMME MÄNNER UND KLUGE FRAUEN

Jene, nämlich die Anhänger des christlich—germanischen Schönheitsideals, ereifern sich für die Erhaltung des § 144: »Der Paragraph bleibt stehen, mag Juda noch so krähen!« Aber der 'Kikeriki', das antisemitische Witzblatt, kräht gegen Entgelt wie folgt:

+ Kluge Frauen +
verzweifeln nicht bei Störungen und Stockungen der monatl. Regel, sondern schenken Sie mir Ihr Vertrauen. Meine seit Jahren bestbewährten Spezialmittel bürgen für die *gute Wirksamkeit* oft schon in wenigen Stunden. Keine Berufsstörung. Garantiert unschädlich. *Gravidität ausgeschlossen*. Viele freiw. und herzl. Dankschreiben bezeugen die guten Erfolge. Versand disk. unt. Nachnahme.

— — Medizinal—Versand, Berlin — —

Ob sich wohl viele Germaninnen zur Klugheit entschließen werden? Vertrauenswürdigter als ein Medizinal—Versand wäre schon die Medizin, aber die müßte erst der Justiz den Paragraphen abtreiben und das kann wohl nur geschehen, wenn die Germanen durch Schaden klug werden. Unter anderen Umständen sind schwere Konflikte in den Familien, die auf den 'Kikeriki' abonniert sind, nicht zu vermeiden.

EIN ÜBERSEHEN

Das Neue Wiener Tagblatt druckt einen Abschnitt aus einem Werk von Prof. Friedrich Wieser und hat unterlassen, den Schlußsatz zu streichen:

Der große geistige Führer wird die Macht der Tagespresse überwinden.

HUNGERLOHN AUS IDEALISMUS

Unter diesem Titel zitiert die Arbeiter—Zeitung einen Brief von Wilhelm Liebknecht an Johann Philipp Becker, der sich in drückender Notlage befand, aus dem Jahre 1871. Es heißt da:

— — Ich bin jünger als Du, und habe daher mehr Widerstandskraft gegen die Misere, aber glaube mir, meine ökonomische Lage ist derartig, daß ich mir oft wegen meiner Frau und Kinder Vorwürfe machen muß. Jetzt zum Beispiel schulde ich Schulgeld, Hausmiete, und doch lebe ich möglichst einfach. — — Zu klagen fällt mir natürlich nicht ein.

Das war buchstäbliche, ehrwürdige Wahrheit und der Führer der deutschen Sozialdemokratie ist arm gestorben. Seither haben sich aber die Verhältnisse in Deutschland wesentlich gebessert, und auch bei uns könnte man sich nicht gut vorstellen, daß etwa Herr Renner oder Herr Eldersch einen solchen Brief schriebe. Allenfalls, und in jedem Sinn, den letzten Satz.

ANDERE SORGEN

Die 'Volks—Zeitung' (9. März) berichtet, ohne berichtet worden zu sein:

Tanz im Rathaus. Es ist ein Novum und seit dem Umsturz noch nicht dagewesen, daß im Rathaus getanzt wurde; aber Sonntag in vorgerückter *Abendstunde* wurde das Ungewöhnliche Ereignis: und ein Ereignis, dem just seine Ungewöhnlichkeit *besonderen Reiz* verlieh. Es war ein festlicher *Abend*; der märchenhaft schöne Saal strahlte im Glanz seiner tausend Lichter. Nach dem Mahle begab sich ein Teil der Gäste, *vom Bürgermeister* als Hausherrn *ermuntert*, in die Nebenräume, wo Kaffee gereicht wurde. Im Hauptsaal konzertierte die Kapelle Ganglberger, die schon während des ganzen *Abends* die Tischmusik besorgt hatte. Man saß und stand in Gruppen beisammen, plauderte, Nur gedämpft klang die Musik in die Nebenräume. *Da spitzte man auf einmal die Ohren.* War das nicht ein Shimmy? Aber nein, nicht doch — ein Shimmy im würdigen Rathausfestsaal! *Und doch, und doch es war ein Shimmy.* Und da drang schon die Kunde herüber: Im großen Saal wird getanzt. *Einige Ängstliche* blickten nach dem *Bürgermeister*: Was der wohl dazu sagen würde? Aber *der Bürgermeister sagte gar nichts* zu diesem Tänzchen, das den *offiziellen Abend* inoffiziell beschließen sollte. Die Damen waren stark in der Minderheit; dafür hatten sie sich über Mangel an Tänzern nicht zu beklagen. Die würdigen Rathausherrn bewährten sich als *gewiegte Tänzer*, allen voran Vizebürgermeister *Emmerling* und Stadtrat *Siegl*; als *Meister* in der Kunst des »modernen Tanzes« *entpuppte sich auch der ehemalige Staatskanzler Dr. Renner.* In der Kunst des *Blue und Foxtrott* stellte er *trefflich seinen Mann und selbst den schwierigsten Tango vermochte er mitzutanzten.* — — Erinnerungen an den »Ball der Stadt Wien« ergaben sich da ganz von selbst; und *man flüsterte sich zu*, daß es durchaus nicht ausgeschlossen, ja sogar sehr wahrscheinlich sei, daß dieser Ball, der jahrelang der schönste des Wiener Faschings war, im nächsten Jahre wieder aufleben solle.

DER NICHTGENANNT

Die 'Arbeiter—Zeitung':

— — Aber wie immer, der Sumpf der Preßkorruption muß ausgetrocknet werden; wer ... sich innerhalb der Presse bestechen läßt, dem muß das Zuchthaus blühen.

— — Nein, nein, in Wien geht es so nicht, so vielleicht in Budapest, und die zwei *ungarischen Ehrenmänner* verwechseln ihren Bakonyerwald mit unserer Stadt! Sie werden es hoffentlich noch genauer erfahren! — —

— — daß es zu diesen Auffassungen und Methoden also auch gehöre, mit Veröffentlichungen oder mit Unterlassung von Veröffentlichungen Geld zu erpressen — — gesetzgeberische Maßnahmen gegen die Schwindler, Betrüger und Parasiten, die in der Presse heute ihr Unwesen ungestraft treiben können — — Die Polizei untersucht jetzt, ob dem Weiß nicht auch eine kriminelle Verfehlung zur Last fällt, ob er nicht wegen Erpressung anzuklagen sei ... *zu solcher Betätigung fehlt es in Wien ja wahrlich nicht mehr an Anlaß*. Rottet aus das Infame, rottet die Preßkorruption aus! — —

— — In Bankenkrachs und Preßskandalen vollzieht sich die andre Reinigung: die Befreiung des öffentlichen Lebens von den Gestalten der Nachkriegszeit. *Noch sind bei weitem nicht alle verschwunden*; noch gellt uns jede *Stunde* ihr mißtönender Lärm in den Ohren. — —

— — Am merkwürdigsten betätigt da die »*Reichspost*« ihre angebliche Entschlossenheit, der Preßkorruption unerbittlich in alle Verzweigungen nachzugehen. Am Vormittag versichert sie, »es wäre verdienstlich, wenn der Öffentlichkeit bald *die nächsten Tanzpaare* des Korruptionsreigens vorgestellt würden. Nun stellt man ihr ein solches wundersames »Tanzpaar« vor, aber darauf nur die unwirsche Antwort, ob das bedeuten soll: Reden wir von etwas andrem ... Nein, nicht von »etwas andrem«, *reden wir vielmehr von allem!* Oder *sollen Erpresser, deren sonstige Politik den Christlichsozialen nicht unangenehm ist, pardonniert werden?* Wir *wollen hoffen*, daß das christlichsoziale Blatt *gegen die Erpresser in der Presse überhaupt ist und für journalistische Erpressungen Amnestie nicht kennt*. Denn *sonst wäre der sittliche Aufwand der vielen letzten Tage ja eine große Heuchelei gewesen*.

Die Neue Freie Presse':

— — Wir wollen durchaus nicht behaupten, daß die Mißbräuche, die jetzt schon Herrn Alexander Weiß veranlaßt haben, aus der Redaktion des »Abend« auszutreten, ihn als den ärgsten Schädling der Wiener Journalistik erscheinen lassen. *Es gibt sicherlich noch andere, die sich zu diesem Titel melden können*, und es wäre ganz verfehlt, zu glauben, daß durch einen solchen Niederbruch schon alte Dünste weggefegt und alle Infamien beseitigt wären. Aber der Sturz dieses Mannes, das ist jedenfalls *ein guter Anfang*, und wenn er die anständigen Menschen in Österreich — und wir müssen glauben, daß noch einige dieser Art vorhanden sind — zwingen könnte, sich auch nur einen Augenblick lang zu besinnen ... *dann wird vielleicht doch einmal der Zahltag kommen*, wo die große Rechnung eingefordert wird. — — *Man greift sich an den Kopf*, daß derartige Erscheinungen, ein so flagranter innerer Widerspruch, jahrelang haben fortgesetzt werden können und daß *niemand den Mut gehabt hat*, den Schleier abzureißen — — *Das ist die Feigheit*, die neben der Korruption aus unserem republikanischen Leben ausgetrieben werden muß — — man muß Männer dieser Art betrachten als einen Teil der schweren Krankheit, unter der Österreich gelitten hat und unter der es *noch immer leidet*.

Diese Krankheit, es ist der *Mangel an Wahrhaftigkeit* — — Selbstprüfung ist notwendig, die *bohrende* und jeden Einzelnen von uns treffende Frage: *Was hast du getan, um die Mißbräuche zu verhindern?* — — Worauf es ankommt, das ist die Erkenntnis von dem *Fluche der Charakterlosigkeit*.

— — Die sozialdemokratische Presse hat leider lange genug in vollster Gleichgültigkeit zugesehen, wie sich *die übelsten Elemente* in Wien haben festsetzen können, ja *Sozialdemokraten haben sogar dabei geholfen, derartige Elemente in Wien noch einzubürgern*. — —

Die 'Stunde':

Wie wir erfahren, wurde im Vorstand der Organisation der Wiener Presse gestern abends der Beschluß gefaßt, zugleich mit der Affäre des ehemaligen Chefredakteurs Alexander Weiß des »Abend« *alle jene Fälle von erwiesener Korruption*, die sich in den letzten zwei Jahren in der Wiener großkapitalistischen Presse ereignet haben, (Bestechungsverdacht, Bankbeteiligung, wie sie aus Listen und Protokollen bekannt wurde usw.) einer strengen, öffentlichen Untersuchung zu unterwerfen.

Dieser Beschluß, der hoffentlich nicht nur leere Versprechung bleibt, zeigt von aner kennenswerter Objektivität (Anm. d. Red.)

EINE FATALE VERWECHSLUNG

Die Stunde, erfüllt bekanntlich die Aufgabe, die Shakespeare dem Schauspiel setzt: dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen, was ihr zumal mit dem Körper so vollkommen gelingt, daß es in Wien heute kaum einen Wadel geben dürfte, den sie nicht schon observiert hätte — wie wieder Nestroy sagt. In dem Bestreben nun, die wirklichen Ereignisse des Nachtlebens zu bieten und dem Hallodri— und Hurentum der Großstadt vollauf gerecht zu werden, bringt sie den ganzen Fasching hindurch Abbildungen von Tanzevolutionen, Gruppenbildern und Abknutschungen, wobei sie gewiß ein Übriges tut und der Wirklichkeit noch grellere Farben gibt, als diese schon hat. Ihr Photograph erfaßt den Moment, wo die Jugend sich das Tanzrecht erobert, läßt jedoch nebst dem Shimmy auch den Walzer in seine Rechte treten und entzieht dem Betrachter keine der Individualitäten, die sich beim Gschnasfest oder auf dem Wäschermädlball hervorgetan haben. Außergewöhnlich intelligente Physiognomien, deren Vorstellung einem bisher höchstens die Berichte über das Preis—Sterz—Wett—Essen vermittelt haben, sind hier dank der Zauberhand Willingers in die camera obscura caritatis eingeliefert, der sich noch niemand in Wien und selbst nicht unser leutseliger Herr Bürgermeister entzogen hat. Der Reiz dieser Abbildungen besteht wesentlich in der Wahl zwischen dem alten Lustbetrieb, der mit der Drohung, der Welt eine Haxen auszureißen, es ja doch nicht ernst meint, sondern es nur auf die Gspäßlaberln abgesehen hat, und dem Gedränge von Schenkeln auf einer 'Bühnen'—Redoute, zu der Herr Bekessy eine animierte Nachkriegswelt beschied und bei der er, mit der Gebärde eines Polykrates auf das beherrschte Wien zeigend — Samos hätte die Ausbürgerung längst vollzogen —, die Worte gerufen haben soll: »Vor 5000 Zeugen!« (die natürlich schwerer als nur 900 zu dem entsprechenden Gegenruf zu bewegen waren). Das quietsch-

vergnügte und knutschlebendige Völkchen, das da täglich im Bilde auftaucht, diese Freudenwelt der Schieber und Pupperln, stellt der Sache des Herrn Bekessy so viele Anhänger, als sich nach Gesicht und Namen täglich agnoszieren können, während die anderen Sorgen, welche die sozialdemokratische Partei hat, im Textteile auch nicht zu kurz kommen und ohne daß sie das Geringste gegen den Hohn einzuwenden hätte, den diese Sorte von Arbeitslosen jenen anderen bietet. Der Umstand, daß unter den Reklamebildern, die vorn und hinten das Freudenleben von vorn und hinten vorführen, kein Kreuz erscheint, ist noch kein Beweis dafür, daß die dargestellten Persönlichkeiten gezahlt haben; eher dürfte die reine Tendenz wahrzunehmen sein, aus allen diesen Feschaks und ihren Schäkerinnen Proselyten der 'Stunde' zu machen, die gegebenenfalls auch nicht davor zurückschrecken würden, sich bei deren Lektüre vom Photographen ertappen zu lassen. Da ist nun in der unübersehbaren Fülle der freudigen Begebenheiten etwas Peinliches passiert. Auf einem »harmlosen Bauernball«, beim Rockenbauer (der sonst gewiß in einem tieferen Begriff dem Wiener Wesen gerecht wird als etwa der Schubert), auf einem Fest, dessen überschäumende Lustigkeit in siebzehn Persönlichkeiten, mit zu meist israelitischen Namen festgehalten wurde, war in einer jener Gruppen, die sich während des Faschings nolens volens zu bilden pflegen, ein Mann erschienen, der der Harmlosigkeit der Veranstaltung schon durch ein Piratenkostüm lebhaft widersprach. Er hielt in der Rechten einen Revolver, den er auf seine linke Nachbarin gezückt hatte, während die auf der andern Seite ihn begütigend zurückzuhalten suchte, indem sie ihre eigene Rechte auf die bewaffnete Hand des Tollkühnen legte. Die Ähnlichkeit des Mannes, dessen Züge entschlossenen Ernst nicht ohne eine gewisse Zuversicht ausdrückten, mit Herrn Bekessy mußte sich jedem Kenner des Wiener Nacht- und Zeitungslebens aufdrängen und man sprach vielfach die Vermutung aus, daß auf dem sonst harmlosen Bauernball einkassiert wurde und Photo Willinger vorschnell eine Gruppe erwischte hatte, in der noch unterhandelt und die Modalitäten des Erscheinens erörtert wurden. Herrn Bekessy soll die Sache peinlich genug gewesen sein und es stellte sich bald heraus, daß der Zufall der Ähnlichkeit nebst der Wahl der Waffe die fatale Verwechslung bewirkt hatte. Sicherlich mag sie auch dadurch entstanden sein, daß kein Kreuz unter dem Bilde zu sehen war und infolgedessen ein höheres Erträgnis vermutet wurde, als nach dem Inseratentarif gerechtfertigt wäre. Aber das »Abfamen« dürfte sich bei solchen Gelegenheiten keineswegs in so rüden Formen abspielen, wie sie die Szene auf dem Bild gezeigt hat. Freilich, der Ballberichterstatter von anno dazumal (heilige Korruption der Altvordern!) hatte es insoferne leichter, als ihm die Damenspende eines Fünfguldenzettels gleich in die Hand gedrückt wurde. Aber wahrscheinlich geschieht, wie gesagt, überhaupt nichts dergleichen, da man sich doch unmöglich vorstellen könnte, daß jeder einzelne in der Liste der Ballbesucher oder der Genießer von »Weihnachten auf dem Semmering« angegangen wird. Ganz im Gegenteil dürfte gerade hier bloß das Bestreben vorwalten, die Intimität mit den Genannten über den Anlaß auszudehnen und vielleicht die Adresse für spätere Fälle vorzumerken, wo sich die Erkenntlichkeit der Porträtierten erst beweisen würde. Doch Mißverständnisse sind auf diesem Gebiete eben nicht ausgeschlossen. Die Volksphantasie traut Herrn Bekessy nun einmal eine Betriebsleidenschaft zu, welche alles übersteigt, und ganz wie sie glauben, daß ein König sich mit dem Zepter ins Bett legt, so haben sie die Vorstellung, daß ein Zeitungsmann wie Bekessy sich unter keinen Umständen von seinem Handwerkszeug trennt. Freilich muß da auch eine gewisse Fahrlässigkeit bei der Lektüre der 'Stunde' getadelt werden. Bei der Fülle des Gebotenen kommt es vor, daß die Leser — außer jenen, die sich

selbst agnoszieren wollen — die Porträts weder vorn noch hinten mit den von links nach rechts sowie unten zu lesenden Namen vergleichen. Täten sie dies, so hätte ihnen unmöglich entgehen können, daß der Seeräuber nicht der Eigentümer der 'Stunde' war, sondern ein harmloser Kommerzialrat. Die Möglichkeit eines solchen Quiproquos ist ein charakteristisches Symptom der Bilderzeit. Die Redaktion der 'Stunde' erkannte, daß man in der Befriedigung der Schaulust nicht wahllos zu Werke gehen darf, der Fasching war vorüber und um jede Verwechslung von vornherein auszuschließen, erschien das seitengroße Inserat mit dem Porträt eines Mannes und der Devise: »Ich habe reine Hände!«

Unter aromatischen Menschen

Wiens Maitre de plaisir konnte auf der 'Bühnen'—Redoute, die alles übertraf, was selbst der diesjährige Concordia—Ball übertroffen hat

konstatieren, daß auf dem Gesicht dieses neuen Ballpublikums bereits die derberen konjunkturellen Züge der Übergangszeit wegge wischt sind.

Ganz klar wurde

daß dieses oft verlästerte Nachkriegs—Wien mit seinen lebensfrohen Talenten die Kraft hat, das gute alte Wien mit seinem patrizischen Kulturgehalt neu aufzumuntern ...

Der Zustrom der Gäste war infolgedessen beängstigend.

Und die Säle, deren Überfülle trotzdem, wie eben unter nicht bloß gut angezogenen, *auch aromatischen Menschen*, nie *dichte Turbulenz* schuf, wollten auch in den frühen Morgenstunden *nicht schütterer werden*.

Als sie endlich doch schütterer wurden, die Säle, suchten die Patrizier Platz in den Restaurants, wo zirka 1000 Glas Soda mit Himbeer getrunken wurden und 1500 Sandwiches sowie 350 Indianer verschluckt (wovon auf mich allein 15 entfallen wären). Mit einem Wort,

Leupold, der Restaurateur aus der Habsburgergasse, hatte gestern seinen großen Tag.

Nicht zu verwechseln mit Leopold dem Babenberger.

Es war eine lustige Heerschau *aller, die mit Hirn und Herz* zur Gegenwart dieser Stadt gehören. Und es war *der schönste Lohn der Veranstalter*, zu sehen, daß selbst jene Menschen zu ihr gerechnet werden wollten, die *den innern Widerstand* gegen sie nicht gerne opfern und nicht immer zu den 'Bühnen'—Freunden zählten ...

Aber was sollen sie tun, wenn sie müssen? Was den schönsten Lohn der Veranstalter betrifft, so dürfte er vor allem in der Anwesenheit des Generaldirektors der Ankerbrotfabrik zum Ausdruck gelangt sein, der der Veranstaltung auf freiem Fuß beiwohnte. Aber wie soll man alle die aufzählen, die gekommen waren, um zu zeigen, daß sie Hirn und Herz haben?

Es war nicht unsere Absicht, eine Präsenzliste anzulegen.

Woher denn. (Anm. für den Setzer: »Präsenz« ist richtig, mit z!)

Wie es denn auch nicht üblich ist, die Gäste einer Redoute nach Namen, Rang und Titel zu ordnen.

Aber wir können nicht umhin. (Umsoweniger, als sich die Persönlichkeiten des öffentlichen und zumal des wirtschaftlichen Lebens mit der Welt der Wiener

Theater, den Künstlern, Schriftstellern und Komponisten ein Stelldichein gegeben haben.) Es stößt allerdings auf ungeahnte Schwierigkeiten, indem es auch dem gewissenhaftesten Auge nicht gelang, alle bekannten Namen festzuhalten.

Trotzdem gelang es. In dem ungeheuren Menschenmeer

war vor allem zu sehen:

Minister a. D. Heintl.

Aus einer wogenden Masse von Börsensensalen wie ein Leuchtturm emporragend. Auch von Kommerzialräten brandete es wild. An die unübersehbare Schar von Piraten, Literaten, Hoteliers, Künstlern und allen sonstigen Trägern von Hirn und Herz reihte sich als der letzte:

der Polzeiboxer Anderschitz.

Ohne daß er jedoch Gelegenheit fand, einzuschreiten. Die »Tanz—Statistik« macht einem die Sinne wirbeln, während einem bei der »Kulinarischen Statistik« das Wasser im Mund zusammenläuft, das man dann beliebig verwenden kann. Geradezu imponierend ist aber die Feststellung, daß

530 Autos, davon 280 Privatautos

vorführen, die ein Vertreter der 'Stunde' gezählt hat (ohne das meinige zu bemerken), wonach nur die schlichte Feststellung übrigbleibt:

Die »Wagenschlagöffner« haben für einige Wochen ausgesorgt.

Während es demnach von Lebenslust nur so schäumte, muß doch andererseits auch zugegeben werden, daß es in der Garderobe »ein lebensgefährliches Gedränge« gab. Wenngleich natürlich ohne dichte Turbulenz.

Die Eskimoeiskreme—Gesellschaft ¹, die *vorsichtigerweise* schon *im Laufe* des Vormittags in den Kellerlokalitäten ein ganzes Materiallager aufgestapelt hatte, zog *im Laufe* der Redoute *Verstärkungen herbei*. Die Temperatur im großen Saal schwankte zwischen 17 und 26 Grad (im Schatten).

Was aber unter aromatischen Menschen nichts ausmacht. Das Programm selbst war mit »äußerstem Raffinement« zusammengestellt. Zuerst kam der »Dorfschwalbenwalzer«:

Und da hätte man das Publikum sehen sollen. Es war im ersten Moment *beängstigend*, die *tausenden* Menschen, Kopf an Kopf, stehend den Produktionen folgen zu sehen. Frenetisch war der Beifall. Der große Konzerthausaal schien von den Ovationen *gesprengt* zu werden.

Den »Bodenwieser—Mädeln« jubelte man natürlich begeistert zu. Aber dann — ! Die bekannte Tänzerin Mademoiselle Odys hatte sich eine reizende Überraschung vorbereitet:

Sie hatte sich *aus lauter Titelblättern der 'Bühne'* ein entzückendes *Rockertl* plissiert und *kam damit als Spanierin mit einem Kamm*, der die Inschrift der 'Bühne' trug, auf das Podium.

Es grenzt an Selbstaufopferung. (Sie versprach uns einmal spanisch zu kommen.) Und was tan mr jetzt? Jetzt dirigierte einer »zwei schmissige Nummern«.

Und dann —

Dann kam der Clou, den Bekessy vorbereitet hatte. Nicht wahr, man würde glauben, die Odys habe schon so viel für uns getan, daß ihr zu tun fast nichts mehr übrig bleibt? Aber da würde man schier im Irrtum sein. Sie tat ein Übriges — sie entblätterte sich:

1 Verdammter Rassist, es heißt Inuiteiscreme! Auch »Neger« und »Zigeuner« sagt man nicht! Völlig benebelt, wohl wegen der Nackttänzerin. Dabei war er gar nicht dabei.

Und dann kam Mademoiselle Odys, von einem hünenhaften Neger getragen, um in einem Nackttanz den Höhepunkt der Produktionen zu bieten.

Wenn das der alte Dionysos erlebt hätt! Sie war von Rebbachanten umtaumelt. Es war das Letzte und Äußerste, was sie zu geben hatte. Ob sie den Kamm noch anhatte? Was verschlägt's — man jubelte Bekessy zu, man fand, er sei ein Zauberer, ein Erprestidigitateur, denn es war orgiastisch, teils wegen der Odys, teils wegen des Negers, und wenn ich bedenke, daß ich der Landgraf zu so was nie mehr kommen werde, so möchte ich wohl mein Leben als verspielt und vertan betrachten. Dabei war die Unterhaltung vornehm und dezent und trug das Gepräge der Gesellschaftskultur. Das ging übrigens schon aus der folgenden nachträglichen Feststellung hervor:

Belaushtes Gespräch auf der Redoute der 'Bühne'

Die Tänzerin Odys wurde eben von dem herkulisch gebauten Neger auf das Podium gebracht. Zwei Damen älteren Jahrganges sind begeistert :

»Du, Hertha, schau dir mal diesen Neger an. Der ist doch gottvoll!«

»Gräßlich! Sieh dir nur seine furchtbar breite Nase an.«

»Aber geh! Was geht mich seine Nase an ... !«

Der Höhepunkt der Produktionen war aber noch gar nichts. Denn jetzt kam Meister Kálmán und was tat er selbstredend? Er dirigierte »Komm mit nach Warasdin«.

Und da mußte man das Publikum gesehen haben.

Die Wirkung auf das Publikum des großen Konzerthausaals scheint eine ähnlich starke gewesen zu sein wie damals die Wirkung auf das im mittleren Konzerthausaal, als es »Hinaus aus Wien mit dem Schuft!« hörte. (Da mußte man es gesehen haben.) Natürlich äußerte sich die Wirkung auf das Publikum des großen Konzerthausaals anders, es wurde zwar auch wütend, aber:

Es geriet in förmliche *Tanzwut*.

Da geschieht etwas Ungeheures. Plötzlich kommen von beiden Seiten die Champagnergirls aus der Apollo—Revue. Und nicht genug an dem, kommen sie noch ein zweitesmal, aber diesmal nicht allein, o nein, sondern durch die Apollogirls verstärkt. Zum Schluß aber gab es noch eine Piece de resistance. Nämlich Eysler bestieg als solche das Dirigentenpult und mußte seinen Walzer

gleich mehrmals wiederholen.

Das war aber eine mehr abgetönte Wirkung:

Es war *rührend*, ihn unermüdlich und feurig den Dirigentenstab schwingen zu sehen.

Und was tan mr jetzt? Jetzt kam noch ein Buchstabenrätsel, bestehend aus 24 Apollogirls, dessen Lösung lautete:

»Leset wöchentlich die 'Bühne'«.

Wäre ein Girl mehr vorhanden gewesen, so hätte die andere Parole ¹ zustandekommen können, schade. Dazwischen jedoch tobten drei Jazzbands und es wurde »sogar auf den Stiegen« getanzt. Der Stimmungsbericht sagt:

Tango nicht mehr abgehackt, *weich wiegend*. Blues *solid*.

Andererseits wird behauptet, man habe »ausgiebig und mit Hingabe« getanzt. Das Bild war natürlich faszinierend. Die schönsten Frauen (voll froher Unbefangenheit) hatten die schönsten Toiletten an:

Es war schwer, auch nur einer von ihnen den Siegespreis zuzuerkennen.

1 »Hinaus aus Wien mit dem Schuft«

Geschweige mehreren. Wie es war, läßt sich nur in dem Satz zusammenfassen:

Hier das einfachste Kleid hätte anderwärts Furore gemacht.

Unsere Moderedaktrizen und unsere Zeichner arbeiteten zwar fieberhaft, aber es läßt sich doch nur ein ganz kleiner Bruchteil all dessen mitteilen was in dem beängstigenden Gedränge sinnverwirrend strahlte.

Immerhin ließ sich doch genug herausfischen. Alles in allem, es war für die Veranstalter selber eine Überraschung:

Wohl wußten sie, daß die Zeitschrift, in deren Zeichen dieses Faschingsfest in Szene gegangen war, der kunst— und gesellschaftsfrohen Wiener Bevölkerung als lebendigste Repräsentation der Gegenwart gilt

aber sie waren nicht darauf gefaßt

daß die wienerische Wirklichkeit, die in diesem populären Spiegel eingefangen ist, so umfangreich, vielgestaltig und umfassend sei.

Nicht allein der Generaldirektor der Ankerbrotfabrik, sondern auch andere Anwesende und nicht zuletzt der Freudenspender selbst mögen mit dem populären Spiegel gern vorlieb genommen haben, und man kann nur hoffen, daß er bis zur nächsten Saison nicht zerbrochen sein wird. Am andern Tag von Katzenjammer keine Spur, sondern nur »Nachklänge«, unter dem Motto, daß das Fest unbedingt der Clou des heurigen Faschings war; und, ganz in meinem Sinn, eine geharnischte Absage an solche, die von »anderen Sorgen« sprechen. Denn zu der Freude, so viele aromatische Menschen auf einem Haufen ohne Turbulenz beisammen zu haben, kommt die Genugtuung über ein soziales Wohlfahrtswerk, dem Dankeskundgebungen von Schneidern, Frisuren, Wäschesalons, Schuhgeschäften usw. zugekommen sind, in der volkswirtschaftlichen Perspektive, daß Bekessy »Geld unter die Leute« bringe, was aber eigentlich nur eine Revanche gegenüber den Leuten ist.

Das geht nicht

Schon wieder brach eine Burgtheaterkrise aus, also etwas, was beinahe so uninteressant ist wie das Burgtheater, und ich war infolgedessen um Salten besorgt. Ich wußte, daß ihn solche Geschehnisse schwer beunruhigen und daß er dann, die innere Erregung nur mühsam bemeisternd, in entschlossenen Maximen und bedächtigen Reflexionen darüber schreibt, in einem Stil, der fast nur aus Hauptsätzen besteht, auch ihrem Gewicht nach, ein heimlicher Intendant so zwischen Goethe, der aus der Loge »Man schweige!« gebietet, und Karpath, der nichts, sagt, aber viel weiß. Noch klang mir sein oftgehörtes Machtwort: »Ruhe!! Ruhe!! Ruhe!!!« im Ohr und mit ziemlicher Unruhe griff ich demnach zum 6—Uhr—Blatt, gespannt, ob er diesmal der Sache eine neue Wendung geben werde. Nichts da, ich glaube, er tut mir's zufleiß, um die Zahl der kleinen Erfolge, deren ich mich letzthin gerühmt habe, nicht zu vermehren. Er begann:

Vielleicht wird doch wieder Ruhe?

Und er schloß:

Vielleicht wird dann Ruhe werden.

Nein, er kann's nicht erreichen, und ich auch nicht. Aber ich habe es schwerer. Denn was liegt schließlich daran, ob die Herren, die heute im Burgtheater spielen, mehr dort oder als Rekommandeure von Likörfirmen zur Geltung

kommen? Ich dagegen muß der Bedeutsamkeit, mit der Herr Salten diesen Angelegenheiten nachgeht, gerecht werden und die große Plastik nachbilden, mit der seine Sätze isoliert, aber unabweislich dastehen wie etwa dieser:

Jetzt haben wir also richtig wieder eine Krise.

Bezeichnend für mich ist gewiß die Oberflächlichkeit, die mich gar nicht einmal den gedanklichen Inhalt dieser Wahrworte zur Kenntnis nehmen läßt. Ich vermute, daß er etwas gegen Herrn Prüger hat, von dem ich bei dieser Gelegenheit erfahre, daß er an der Spitze der Staatstheater steht; aber mich interessiert nur das Karpathos dieser Benommenheit in Dingen, die zwischen Büro und Bühne spielen, und diese strenge Gebundenheit im sprachlichen Ausdruck. Hier wird Salten, der sonst unter allen Leuten, die ihren Beruf verfehlt haben, den weitaus fließendsten Stil schreibt, gedrungen, wuchtig und sein Wort gewinnt eine kategorische Größe, die an Verhaltensmaßregeln gemahnt, wie etwa die, daß die Kleider vor dem Verlassen der Anstalt in Ordnung zu bringen sind, eine Forderung, die immer ihr Gewicht behält, wenngleich sie in jedem Falle unerfüllt bleibt, indem sie entweder überflüssig ist oder auf taube Ohren stößt. Salten selbst weiß das und formuliert es mit aller Knappheit:

Es ist eine harte Forderung. Trotzdem muß sie gestellt werden.

Allerdings meint er nicht, daß die Kleider, sondern daß die Anstalt selbst vor ihrem Verlassen in Ordnung zu bringen sei:

Wahrhaftig, es geht mit der Beamtenwirtschaft nicht.

Man sieht, zum bekannten Pathos der Distanz und zum Pathos der Resonanz ist ein neues hinzugetreten: das Pathos der Intendanz. Jeder Satz bildet einen Absatz — Salten ist ein unnumerierter Kerr, also nobler —, und nach jedem ist noch Raum für das Echo, das er beim Leser weckt und das ebenso knapp in die Formel zu fassen wäre: Wem sagen Sie das! Was den Mann hauptsächlich bedrückt, ist die verschwenderische Wirtschaft der Staatstheaterverwaltung. Aber das typographische Bild dieser Saltenschen Klärungen einer verworrenen Materie, die durch das Verfahren noch öder wird, als sie von Natur ist, zeigt eine Papiervergeudung, die sowohl durch die unaufhörlichen Absätze bewirkt wird wie durch die leeren Stellen, aus denen schon das Gedruckte besteht. Man staunt ja täglich hundertmal, daß den Setzern, die zwar die Maschine bedienen müssen, jedoch keine sind, nicht endlich die Geduld reißt; aber selten werden sie etwas so zum Kotzen Gewichtiges in die Hand bekommen haben wie dieses:

Müssen die Beamten der ehemaligen Intendanz auch in der Republik gehalten werden, *dann ist es ein Gebot der Billigkeit ebenso wie der Vernunft*, ihre Gagen dem Budget des Unterrichtsministeriums. einzufügen.

Nicht dem Theater.

Nun glaubt man, der Gedanke wäre ausgeschöpft? Mit nichten:

Es ist ein Gebot der Billigkeit, ebenso wie der Vernunft, dem Theaterbudget nur die Kosten der produktiven Theaterarbeit aufzulasten.

Da Herr Salten im Nebenberuf Zionist ist, so müssen die Setzer befürchtet haben, daß noch weitere Gebote folgen werden. Aber den Lesern imponiert dieses durch keinen Theaterlärm beirrbare Absetzen; wenn Herr Salten all das, was er nicht zu sagen hat, fortlaufend schriebe, so würden sie als Leser die gleiche Methode ausüben. Tatsächlich gewinnen Saltens Erkenntnisse durch die Art, sie schlicht wie sie sind in den Raum zu stellen und ringsherum alles wegzuräumen, was sich etwa an Einfällen noch ergeben könnte, eine Bedeutsamkeit wie etwa die isolierte Zeile in dem kaiserlichen Manifest: »Ich habe

alles reiflich erwogen«, die doch bei einem Minimum von Erwägung der Größe keineswegs entbehrte. Salten, der eben damals mit der einfachen Weisung sekundiert hat: »Es muß sein«, will nun etwa den Gedanken ausdrücken, daß man die von ihm erkannten Mißbräuche der Kaiserzeit in der Republik nicht fortsetzen soll. Da sagt er nichts als:

Das geht nicht.

Seit dem Abschiedswort an die Iphigenie ist in deutscher Sprache nichts Monumentaleres hingesetzt worden. Scheinbar noch prägnanter ist ja das Kapitel, das da lautet:

Mag sein.

Aber »Das geht nicht« ist schärfer umrissen. Ganz erfüllt ist auch die Wendung, in der alles, was über ein Stück zu sagen ist, in den Worten gesagt ist:

Von dem Stück selbst ist nicht viel zu sagen.

Nun, das ließe sich schließlich noch kürzer sagen, während nichts an die Wucht der Erledigung hinreicht in der Zeile: »Das geht nicht«. Wie zappelig daneben das Kerr'sche »Es geht nicht«, welches er damals als Bekenntnis niederschrieb, als ihm nichts anderes einfiel als den Feinden Rheumatismus im Popo zu wünschen. Mit Kerr verbindet ihn freilich nebst dem impulsiven Drang, die letzten Dinge zu sagen, die Art, den Gegenstand der Kritik direkt anzureden:

— — Setzt doch, wen ihr wollt, in die Direktion, aber laßt es einen Mann sein, der ruhiges Arbeiten verbürgt. Und laßt die Schauspieler in Frieden. — —

Und beide können, wenn sie schon nichts zu sagen haben, es nicht eindringlich genug sagen, dreimal, und doch mit dem gewissen Moderato der drei Besinnungspunkte:

— — Endlich, endlich, endlich ... müssen es auch die hohen und höchsten Beamten einsehen lernen, daß Theaterarbeit eine Sache ist, der man — —

Also, um auch auf das Problem selbst einzugehen: Herr Salten will sagen und wiederholt es x—mal in einem weiteren Feuilleton, in dem alle Maximen wörtlich wiederkehren: daß »man sein ganzes Leben dem Theater gewidmet haben, sein ganzes Leben im Theater gearbeitet haben muß, um ein Theatermann in sein«. (Arbeit, Arbeit, Arbeit und dazu natürlich Ruhe, Ruhe, Ruhe!)

Daß es ahnungslos oder vermessen, oder ahnungslose Vermessenheit ist, von irgend einem Verwaltungsressort daherzukommen, auf die Bühne zu springen und dort einen Wirbel von Reformen anzufangen.

Vermeint man da nicht, Herr Salten wolle auf Karriere und Wirksamkeit des einstigen Direktors Burckhard anspielen, dessen Partisan er war? Aber er denkt nicht an den Fall, wo ein Ministerialvizesekretär auf den höchsten Kunstbesitz als Direktor losgelassen wurde, sondern meint nur die republikanischen Beamten, die in einen Theaterbetrieb dreinreden, an dem längst nichts zu verderben ist. Soll er herzhählen, »wie viel Schaden« sie angerichtet haben?

Wenn es gewünscht wird, will ich's tun. Aber ich denke, wir lassen es lieber.

Ich denke auch. Es wird nicht dringend gewünscht und man kann auch etwas bei sich behalten. Ist der Groll schon ganz dumpf, wie etwa mir gegenüber, so kann er ja anders herauskommen. Zwischen den Zähnen oder in Preßburg. Das sind zwei voneinander sehr verschiedene Arten und da ich schon von Herrn Salten spreche, will ich sie charakterisieren. In Wien drückt ihm mein Dasein das Herz ab, aber dieser Abdruck wird nur in gelegentlichen

Anspielungen sichtbar, mit jener andern Anonymität, die den Gehäßen bloß meint, aber nicht nennt. Wenn da Herr Salten über solche, die eitel sind oder nur niederreißen können, seufzt, so möchte man ihm gern wie die Mutter dem Kind die Stirn halten, auf daß er sich erbreche, aber es kommt nichts heraus. Deutlicher wird er schon, wenn er von Jicin spricht, wo ja meines Wissens kein Wiener Schriftsteller außer mir zur Welt gekommen ist und wo geboren zu sein mich stolzer macht als in der Stadt zu leben, in der die Herren Bekessy und Salten einander nahekamen. Da ihm im weiten Bereich der Wiener Preßkorruption die Verbindung der Sphären Benedikt und Bekessy geglückt ist, so kann sowohl in der Neuen Freien Presse als auch in der 'Bühne' ein schalkhafter Hinweis auf meinen Geburtsort untergebracht werden. Neulich erst bei Bekessy, der in der Serie prominenter Budapester, unter denen er sich selbst bescheiden verschweigt, die Porträts der Herren Kálmán und Salten nebeneinandergestellt hat, ohne daß eine Verwechslung passiert ist. Da gibt es, wengleich kein Problem der Intendanz vorliegt, gedankenschwere Absätze:

Es tut mir leid, aber ich bin kein Ungar, obwohl ich in Budapest zur Welt kam.

Obwohl *der Mann, der in Jicin geboren wurde*, mir meinen Geburtsort so oft zum Vorwurf gemacht hat, tut es mir doch nicht leid, daß ich in Budapest das Licht erblickte.

Aber ... Ich bin kein Ungar.

Das ist sicherlich kein Verlust für Ungarn und es ist, sehr wahrscheinlich, kein Gewinn für mich. Ich hätte, sehr wahrscheinlich, *mehr Talent, was ich gut brauchen könnte*, ich hätte mehr Brau-
vour, mehr Schmiß und, was mir besonders wohltun würde, mehr Erfolg, wenn ich ein Ungar wäre.

Aber ich war vier Wochen alt, als ich nach Wien gebracht wurde. Man hatte nur die Niederkunft meiner Mutter abgewartet, um zu übersiedeln.

Seither lebe ich beständig in Wien. Meine Eltern haben nur Deutsch gesprochen. Ich bin in Wien zur Schule gegangen. Und ich verstehe die ungarische Sprache nicht.

Daß Herr Salten, der zum Schluß alle Völker seiner Sympathie versichert, nur deutsch spricht, wäre vielleicht eine etwas übertriebene Behauptung, aber kein Zweifel kann mehr bestehen, daß bloß eine Differenz von vier Wochen ihn von einem Urwiener unterscheidet. Es ist indes dem Mann, der in Jicin geboren wurde, nie eingefallen, ihm seinen Geburtsort zum Vorwurf zu machen. Wenn man in Verbindung mit Herrn Salten von Budapest spricht, so bezieht sich das lediglich auf die geistige Matrikelführung. Den Geburtsort macht man niemand zum Vorwurf, sogar aus Budapest sind wertvolle Menschen nach Wien gekommen, aber diese Einsicht kann nun einmal nichts daran ändern, daß man eine bestimmte Spielart von auskennerischem Agententum mit dem Begriff Budapest verknüpft, selbst wenn es sich um bodenständige und nicht etwa erst eingebürgerte Elemente handelt. Herr Salten ist viel zu bescheiden; Talent hat er zum Schweinefüttern, wenn er sich nicht gerade auf Burgtheaterkrisen verlegt, und was den Schmiß anlangt, so beklagt er sich mit Unrecht, denn in Wien, wo man viel Entgegenkommen gegenüber den Budapester Methoden zeigt, findet seine Geschicklichkeit großen Anwert. Sein Freund Bekessy ist doch gewiß in einem noch weit höheren Maße Budapester, aber mit dem Schmiß hat es eben seine eigene Bewandnis: je mehr einer von ihm hat, umsoweniger wird er ihm zuteil. Daß nun seine Natur nach Ungarn tendiert, kann er ebenso schlecht verbergen wie den Groll gegen mich und

wenn er ihn entladen will, geht er wenigstens nach Preßburg. Dort hat er neu-lich vor den Zionisten gesprochen — denn man weiß, daß seine Vielseitigkeit auch den Glauben der Väter beherrscht —, und der Berichterstatter des Preßburger 'Grenzboten' fühlte bei seinem Vortrag »unbedingt etwas von der Größe des rein Menschlichen, durch das der Odem des Göttlichen weht«. Das kommt in Preßburg nicht oft vor. Salten sprach über das »Bekenntnis zum Ich«, und es heißt, das Publikum habe auf seinen eindringlichen Appell hin, sich zum Judentum zu bekennen, »durch tosenden Beifall ein Bekenntnis zu seinem Ich abgegeben«.

Zum Schlusse wurde er dann noch von allen Seiten um Autogramme bestürmt, welchen Wünschen er in liebenswürdiger Weise nachkam.

Das war in Preßburg also etwas anderes als damals in Wien, wo zwei Grenadiere um ihr Autogramm ¹ kamen. Als die abschreckendsten Fälle aber, in denen das Ich des Menschen gestrandet ist, nannte Herr Salten die Rahel Varnhagen, bei der die Taufe ohne Wirkung geblieben sei, Gustav Mahler, dessen Vater durch seine lächerliche Eitelkeit es verschuldet habe, daß die Musik seines Sohnes in Palästina nicht gespielt wird, und mich, von dem er ausführte:

Alle diese Menschen haben ihr Ich in dem Gefängnis der Feigheit, der Verlogenheit, des Snobismus eingebüßt. Und die Wurzel dieses Übels liegt in der Feigheit, sich zum Judentum zu bekennen.

Der Ausspruch, daß es keine größeren Antisemiten gibt als die Juden selbst, hat eine gewisse Berechtigung; es ist der Haß gegen die eigene Art bis zur Verzweiflung, dieses sich wehren dagegen, daß man Jude ist. — Ein typisches Beispiel dafür ist Karl Kraus; seine Verleugnung des Judentums, sein Haß gegen das Judentum, sein Verleugnen des eigenen Ichs hat geradezu etwas Krankhaftes an sich. Was Talent in ihm war, ist längst zersetzt, zerstört worden von dem haßerfüllten Willen gegen das eigene Ich.

»Wie man's macht, ist's nicht recht«, lautet die Inschrift eines Tellers, der in Berliner Hotelportierlogen angebracht ist. In Wien bekomme ich seit Jahrzehnten nichts anderes zu hören, als daß mein Bekennen des eigenen Ichs, etwas Krankhaftes hat, und Herr Salten erzählt den Preßburgern das direkte Gegenteil. Allerdings versteht er unter dem Ich etwas Spezielles und läßt nur das jüdische Ich gelten. Doch auch da geschieht mir unrecht. Ich verleugne nicht so sehr mein eigenes Judentum als das der andern und mein Haß gegen das Judentum — man darf Gottbebüte nicht generalisieren — erstreckt sich vornehmlich auf die jüdischen Journalisten und Parasiten, ohne daß ich aber je meine Abneigung gegen die christlichen Assimilanten verleugnet hätte. Da Herr Salten übrigens einräumt, daß auch die »wirtschaftliche Lage« des Menschen ein Faktor beim Zustandekommen seines Ich sei, so dürfte sein Bekenntnis zu einer so ausgebildeten Individualität wie Bekessy schon keinem Zweifel unterliegen. Leider wird es nicht lange vorhalten können, wenn sich das Gerücht bewahrheiten sollte, daß Bekessy hinaus aus Wien und zwar nach Rom ziehen wolle, um, auf Zuspruch Blei's, nach so vielem andern die Taufe zu nehmen und zwar aus der Hand keines geringeren als des Papstes, der bekanntlich ein großer Freund der Presse ist und den Wunsch geäußert haben soll, ihren kräftigsten Vertreter kennenzulernen. Von diesem Fall hat Salten in Preßburg nicht gesprochen, dagegen die Mission Theodor Herzls als eines Sehers dahin definiert, daß er

den modernen Großstadtjuden zwang, zum Problem des Judentums Stellung zu nehmen *oder nicht*.

1 s. Heft 676 »Zweihundert Vorlesungen ... « # 03

Worauf alle Großstadtjuden gleich dem Dackel in den Fliegenden Blättern Stellung genommen haben oder nicht. Der einzige, der sich diesem Zwang zu entziehen wußte, war ich, und die Preßburger, die von den Wiener Vorgängen wenig hören, erfuhren denn auch mit einiger Genugtuung, daß alles, was Talent in mir war, seit damals zersetzt ist. Ich würde mich hüten, sie durch einen Vortrag über Herrn Salten davon zu überzeugen, und vermeide wohlweislich die Gelegenheit, wo es der Preßburger 'Grenzbote' erleben kann, daß bei mir weder der Odem des Göttlichen ins Publikum weht noch daß ich von diesem um Autogramme bestürmt werde. Denn ich glaube nicht, daß dort ein Hund noch etwas von mir nimmt, seitdem er aufgeklärt wurde, daß es nicht vom Juden sei. In seiner Miene wäre deutlich der Gedanke zu lesen, der seinen so prägnanten Ausdruck in den Worten gefunden hat: »Das geht nicht.« Ganz dasselbe möchte ich aber Herrn Salten zu bedenken geben und ihm dringend raten, sich weder in Preßburg noch loco zwischen den Zähnen mit mir zu befassen. Ich weiß: es muß sein, aber ... es geht nicht. Meine Definition: »Kritik ist, wenn man auf wen eine Wut hat« kommt seit so vielen Jahren in den Äußerungen des Herrn Salten zur Geltung, es nagt an ihm und ich habe ihn ordentlich heruntergebracht. Dieser Zustand mag nicht zuletzt den Fluß seines Stils gestockt und zu jener feierlichen Banalität, zum Pathos der Intendanz verurteilt haben. Sicher denkt er selbst in diesen Momenten der Verinnerlichung an mich, dem er sie zu verdanken hat. Aber er sagt's nicht und läßt nichts merken als: daß er eine Wut hat. Man würde nicht glauben, daß das der Autor der Josefine Mutzenbacher ist, wo doch jedes Ding beim rechten Namen genannt wird. Tausend Schmierer, die es gewiß viel schlechter treffen als Herr Salten, haben sich gegen mich versucht — er ließe sich nicht hinreißen. Selbst wenn die Dehors der Neuen Freien Presse es nicht verwehren; die es ihm doch höchstens erlauben, für den Revolver seines Freundes Bekessy eine Lanze einzulegen, sobald in einem Theaterstück auf die Skandalpresse hingewiesen wird. Nichts vernimmt man von ihm als gelegentlich zwischen den Zähnen das Wort »Jicin« hervorgezischt. Mit dieser polemischen Leistung würde er nicht auf die Nachwelt kommen. Aber freilich, über den Punkt kann er in Ruhe, Ruhe, Ruhe bleiben. Denn er hat ja nicht nur die Mutzenbacher geschrieben, sondern auch ich einiges über ihn.

Vorlesungen

Theater der Dichtung, II. Zyklus (Fortsetzung, siehe Nr. 712 — 716) im Festsaal des Architektenvereines, Beginn der Vorlesungen um 7 Uhr.

21. Januar:

I. Gerhart Hauptmann: Die Weber, II. Akt.

II. Frank Wedekind: Totentanz.

III. Karl Kraus: Die letzten Tage der Menschheit, aus dem V. Akt:
Der Nörgler am Schreibtisch.

Auf dem Programm die Notiz zu »Totentanz« wie am 22. Oktober.

28. Januar:

Shakespeare: König Lear, nach Wolf Graf v. Baudissin (Schlegel—Tieck'sche Ausgabe) und anderen Übersetzern vom Vortragenden bearbeitet.

Ouvertüre: Don Juan von Gluck. Zwischen dem 2. und dem 3. Akt:
Präludium von Bach. Musik während der Zelt—Szene im 4. Akt:
Victor Junk.

30. Januar:

Karl Kraus: Literatur oder Man wird doch da sehn. Magische Operette in zwei Teilen. (Musik nach Angabe des Verfassers.)

Auf dem Programm die Bemerkung zur Vorlesung vom 25. Januar 1925.

*

Für den Verband der sozialistischen Arbeiterjugend, Arbeitsgemeinschaft zur Veranstaltung proletarischer Sonntagsfeiern.

Neuer Sofiensaal, 24. Januar, 7 Uhr :

Gerhart Hauptmann: Die Weber.

*

Theater der Dichtung, III. Zyklus: Shakespeare, Goethe, Nestroy, Offenbach, Niebergall, Gerhart Hauptmann, Frank Wedekind, Karl Kraus, im Festsaal des Architektenvereines, Beginn der Vorträge um 7 Uhr.

14. Februar:

Zum ersten Male:

Goethe : Iphigenie auf Tauris.

Ouvertüre: Iphigenie in Aulis von Gluck. Zwischenaktsmusik aus dem Don Juan von Gluck.

Begleitung am 14., 25. Februar, 1. und 25. März: Victor Junk.

Mittlerer Konzerthausaal, 20. Februar:

Zum ersten Male

Blaubart

Operette in 3 Akten (4 Bildern) von *Jacques Offenbach*

Text nach Meilhac und Halévy von Julius Hopp, bearbeitet vom Vortragenden

Begleitung: Otto Janowitz (Staatsoper)

1. Bild: Ritter Blaubart und seine Sechste. 2. Bild. König Bobèche und sein Hof. 3. Bild: Des Giftmischers Höhle. 4. Bild: Ritter Blaubart und seine Siebente.

Personenverzeichnis der Wiener Erstaufführung 21. September 1866 im Theater an der Wien unter der Direktion Friedrich Strampfer zum Vorteile des Herrn Albin Swoboda:

König Bobèche . Hr. Blasel
 Königin Clementine,
 seine Gemahlin . Fr. Meier
 Prinzessin Hermia,
 beider Tochter,
 anfangs Schäferin
 unter dem Namen
 Fleurette . . . , Fr. A. Stauber
 Prinz Saphir . . Hr. Szika
 Graf Oskar, Minister
 der Königs . . . „ Friese
 Alvarez, ein Höfling „ Jäger
 Ritter Blaubart . . „ A. Swoboda
 Heloise } seine ver- { Fr. Rott
 Rosalinde } storbenen { Fr. Steidler
 Eleonore } Ge- { „ Bondy
 Blanche } mahlinnen { Fr. Blasel
 Isaura } { Fr. Anger

Popolani, Geheimer
 Alchimist in
 Blaubarts Diensten Hr. Rott
 Boulotte Fr. Geistinger
 Gaston } Pagen des { „ Skuhra
 Roger } Königs { „ Wasa
 Manfred } Pagen der { „ Herbst
 Urbain } Königin { „ Geiger
 Dorothee } Bäuerinnen { „ Ulke
 Marguerite } { „ Liebi
 Ein Kanzellist . . Hr. Scotti
 Ein kleiner Knabe . Kl. Belai

Herren und Damen, Pagen und Leibwachen vom Hofe des Königs, Reisläufer des Ritters Blaubart, Bauern und Bäuerinnen.

Das erste Bild spielt in einem dem Ritter Blaubart gehörenden Dorfe; das zweite am Hofe des Königs Bobèche; das dritte auf der Burg Blaubarts; das vierte am Hofe des Königs. — Die Handlung spielt in der Zeit der Kreuzzüge.

Nach dem 1. und 2. Bild eine längere, nach dem 3. eine kurze Pause.

Auf dem Programm nebst diesem Personenverzeichnis die folgende Bemerkung:

Als Grundlage der Bearbeitung haben die schönen alten Soufflier- und Regiebücher des Theaters an der Wien (im Besitze der Nationalbibliothek) nebst dem recht unvollständigen Gesangstextbuch des Verlags Bote und Bock (1875) und dem Text der Partitur gedient.

Der Dialog ist, abgesehen von den aktuellen Zusätzen, zu denen die Szene der Unwirklichkeit Erlaubnis und Spielraum bietet, sprachlich vielfach erneuert worden, auch dort wo er äußerlich der gleiche geblieben ist. Durch die Weglassung der Zigeuner-Episode im vierten Bild geschieht, im Gegensatz zu den Aufführungen, der Handlung kein Eintrag. Neu ist das Gespräch der Pagen, deren einem das reizende Lied der Clementine in den Mund gelegt ist, das in keinem der vorhandenen Theatertexte Platz gefunden hat, an keiner Stelle der Handlung dem Part der Königin anzugliedern wäre und wohl auch geeigneter ist, auf sie gesungen zu werden, als von ihr selbst. Das Höflingslied (des Grafen Oskar) wurde mit neuen Zeitstrophen versehen. Hier wie auch sonst hat die freilich von der genialen Musik nicht lösbare Satire staatlicher und menschlicher Narrheit, ganz jenseits der Karikatur des Hofes Napoleons III., ihre Fortsetzbarkeit und also Gültigkeit bewiesen.

Eine vortreffliche Neuinszenierung hat, mit Herrn Spielmann und Fräulein Stojan, am 19. Januar 1897 im Carl-Theater unter Jauner stattgefunden. 1906 und 1916 waren noch recht anständige Aufführungen im Theater an der Wien und im Bürgertheater zu sehen, von der dominierenden Schmach des neuen Operettenwesens auf den Sonntag-Nachmittag verwiesen. Ganz im Zeichen dieses sieghaften Stiles hat die Carl-Theater-Reprise des Jahres 1924 den Zauber der Musik und den tiefholden Unsinn der Burleske vernichtet. Im Angesicht des nun erreichten Tiefstandes erfolgt die Einstellung dieses

Gipfelwerks der heiteren Bühne in das »Theater der Dichtung«; sie rechtfertigt sich aus der Betrachtung »Grimassen über Kultur und Bühne¹« (»Die chinesische Mauer«), wo diese Distanz bereits abgesteckt ist, und aus den Aphorismen über die Operette (»Sprüche und Widersprüche«) und ist als rezitatorische Darbietung gleich der eines Nestroy'schen Werkes aufzufassen, ohne den Anspruch auf eine Leistung des Kunstgesanges zu erheben.

Die Zwischenaktsmusik vor dem letzten Bild, das in der Bearbeitung mit dem vorletzten Bild den dritten Akt bildet (während dieses im Original zum zweiten Akt gehört) war um das szenisch weggelassene Zigeunerlied vermehrt, dessen Motiv auch für die Leiermusik in der Höhle des Giftmischers verwendet wurde.

Wiederholt wurden das Lied der Boulotte »Soll ich, soll, ich nicht?«, das Entree des Blaubart mit Chor, die letzte der Zusatzstrophen des Höflings—Couplets und das Lied des Pagen Urbain (Clementine) auf französisch.

Dieses, hier im Original und in der abweichenden Übertragung des vortrefflichen Hopp wiedergegeben, schließt sich an die folgende Textänderung (mit dem neuen Gespräch der Pagen) an:

Clementine

Und wenn Sie mich zum Äußersten treiben, werde ich Ihnen beweisen, was ich als Gattin imstande bin!

Bobèche

Madame, Sie haben mir da schon genug bewiesen. Und du mein Kind brauchst zu meinem Familienglück auch keine weitere Vase mehr hinzuzufügen. Machts kein Pahöll, der ganze Hof blickt auf uns herab! Wir wollen dieses Idyll in der Galerie fortsetzen, da könnt ihr von weitem sehn, wie der Prinz ausschaut, vielleicht gfällt er dir und wenn er dir nicht gfällt, werde ich ihm diskret abwinken. (Sie gehen ab.)

Der Page Gaston

Und das muß man den ganzen Tag mitanhören! Lieber wär' ich schon Page im Hotel Adlon als an solchem Hof!

Der Page Roger

Der König will mit dem Kopf durch die Wand.

Der Page Manfred

Er wird sich noch die Hörner abstoßen.

Der Page Urbain

Macht nichts, da setzt sie ihm neue auf. Davon kann ich ein Lied singen.

Es ward der schönen Königsnichte,
Als sie kaum eintraf in die Welt,
Ein Prinz von häßlichem Gesichte
Wie auch Charakter vorgestellt.
Das ist der Anfang der Geschichte.
Tiefer Schmerz fasset ihr Gemüt.

1 Heft 270 # 021

Das Staatenwohl mit kaltem Hohne
Sie mit Gewalt zum Altar zieht,
Der Armen wird die Marterkrone,
Das ist das Ende von dem Lied.
Der Armen wird die Marterkrone,
Das ist das Ende von dem Lied.

Daß sie auf Liebesglück verzichte,
Ward in dem Pakt nicht ausgedacht,
Von einem hübschen Bösewichte
Ward eifrig ihr der Hof gemacht.
Das ist der Anfang der Geschichte.
Und ihr Herz sehnsuchtvoll erglüht;
Insgeheim dem schönen Seladone
Ein süßes Liebesglück erblüht;
Doch bleibt dem König seine Krone,
Das ist das Ende von dem Lied.
Doch bleibt dem König seine Krone,
Das ist das Ende von dem Lied.

On prend un ange d'innocence,
Tout comme j'étais à seize ans,
Un jour on la met en présence
D'un prince des plus déplaisants ...
Voilà comment cela commence ...
Elle pleure, elle en perd l'esprit.
Mais la raison d'état empêche
Qu'on écoute ce qu'elle dit.
Bref elle épouse un Roi Bobèche,
Voilà comment cela finit.
Un Roi Bobèche! Un Roi Bobèche!
Voilà comment cela finit.

Un Seigneur de haute naissance,
Un beau soir, paraît à la cour ...
Il ose, voyez l'insolence!
A la reine parler d'amour ...
Voilà comment cela commence ...
De fureur la reine plit!
Mais le lendemain, moins revêche,
A l'imprudent elle sourit —
Et tu vois d'ici, Roi Bobche,
Tu vois comment cela finit.
Ô Roi Bobèche! Ô Roi Bobèche!
Tu vois comment cela finit ¹.

Das Höflingslied des Grafen Oskar hat im Original vier Strophen, zu denen fünf neue Zeitstrophen kamen, die sich hier an die ersten zwei Originalstrophen anschließen—

Oskar
Will am Hofe Glück man machen,

1 xxx

Und erringen hohe Gunst,
Braucht man tausend kleine Sachen,
Sonst scheitert oft die größte Kunst.
Ein Mittel führet an das Ziel:
Höfling muß mit [[: krummem Rücken :]]
Immer sich noch [[: tiefer bücken :]]
[: Wenn er was erreichen will! :]

Chor

Höfling muß mit [[: krummem Rücken :]]
Immer sich noch [[: tiefer bücken :]]
Ja er muß sich tiefer bücken,
Wenn er was erreichen will.
Bücken, bücken, bücken, bücken,
Wenn er etwas will.

Oskar

Spricht der Herr, so müßt Ihr lauschen
Und auf seine Lippen blickt.
Mag er dummes Zeug auch plauschen,
Seid vor Bewund'rung ganz entzückt.
Ein Mittel führet an das Ziel:
Höfling muß mit [[: krummem Rücken :]]
Immer sich noch [[: tiefer bücken :]]
[: Wenn er was erreichen will! :]

Chor

(wie oben)

Oskar

Immer tiefer sich zu bücken,
Das verlernt die Menschheit nie,
Und sie trifft es zum Entzücken
Selbst in der Demokratie.
Das ist der wahren Freiheit Sinn:
Jeder kann in [[: Republiken :]]
Jeden andern [[: unterdrücken :]]
[: So verlangt's die Disziplin! :]

Chor

Jeder kann in [[: Republiken :]]
Jeden andern [[: unterdrücken :]]
Ja er kann ihn unterdrücken,
So verlangt's die Disziplin,
Drücken, drücken, drücken, drücken,
Das ist Disziplin

Oskar

Sonderbar ist die Erscheinung —
Selbst der Papst vergeht vor Neid —:
Denn die öffentliche Meinung
Ist die erste Großmacht heut.
Da herrschen halt ganz andre Herrn:

Gründlich wird es [[: dem mißglücken :]]
Der sich da nicht [[: wollte bücken :]]
[: Nicht genannt soll jener wer'n! :]

Chor

Gründlich wird es [[: dem mißglücken :]]
Der sich da nicht [[: wollte bücken :]]
Wenn er sich nicht wollte bücken,
Soll er auch genannt nicht wer'n,
Soll sich bücken, soll sich bücken,
Um genannt zu wer'n!

Oskar

Männerstolz vor Königsthronen
War stets unbekannt in Wien.
Jetzt rutscht man in diesen Zonen
Vor der Presse auf den Knien.
Denn jetzt regiert der Journalist.
Ich selbst pflege [[: mich zu bücken :]]
Um die Wanzen [[: zu zerdrücken :]]
[: Ich laß mich herab zum Mist! :]

Chor

Er selbst pfleget [[: sich zu bücken :]]
Um die Wanzen [[: zu zerdrücken :]]
Um die Wanzen zu zerdrücken,
Läßt er sich herab zum Mist,
Kann sich bücken, bücken, bücken
Bis herab zum Mist!

Oskar

In der neuen Freiheit Zeiten
Weht 'ne andre Herrschaftsluft.
Während die Partei'n sich streiten,
Regiert sie alle doch ein Schuft.
Sein Mittel führt allein zum Zweck:
Alle bücken [[: sich beflissen :]]
Er tut etwas [[: auf sie wissen :]]
[: Und es triumphiert der Dreck! :]

Chor

Alle bücken [[: sich beflissen :]]
Er tut etwas [[: auf sie wissen :]]
Alle müssen sich beflissen
Bücken, bücken vor dem Dreck,
Etwas wissen, etwas wissen
Hilft hinauf dem Dreck!

Oskar

Wir im finstern Mittelalter
Sind solch Hofieren nicht gewohnt.
Ausgesungen ist mein Psalter
Vor der Niedertracht, die thront.

Ich geb' euch diesen letzten Rat:
Da kann man sich [[: höchstens bücken, :]]
Zuzukehren [[: ihr den Rücken, :]]
[: Und zitieren ein Zitat! :]

Chor

Da kann man sich [[: höchstens bücken, :]]
Zuzukehren [[: ihr den Rücken, :]]
Zuzukehren ihr den Rücken,
Zu zitieren ein Zitat,
Rücken bücken, Rücken bücken
Bis zu dem Zitat!

Nachdem der stärkste Erfolg der Erneuerung einer nie veraltenden Herrlichkeit besiegelt war, hat der Vortragende das Folgende gesprochen und zitiert, das in seiner ganzen Unfaßbarkeit gewürdigt wurde:

Man muß sich nicht nur vergegenwärtigen, daß es die Wiener Erstaufführung dieses ruhmvollen und entzückenden Werkes Offenbachs war, sondern daß auch die Träger der großen Theaternamen Geistinger, Rott, Albin Swoboda, Szika usw. an ihr mitwirkten; und man muß sich vorstellen, welch spaltenfüllender Enthusiasmus und Publikumsrausch den Gegenwartsdreck der Operette und ihrer Mittäter umgibt — um die Tragik des Durchfalls zu ermessen, den damals Kritik und Publikum erlitten haben, als die Neue Freie Presse, dieser Hort aller musikgeschichtlichen Blamagen, am 22. September 1866, wortwörtlich und ohne auf das Ereignis mit einem weiteren Worte zurückzukommen, das Folgende schrieb:

(Theater an der Wien). »Blaubart«, Offenbach's neue Operette, ist heute in Szene gegangen. *Text und Musik* sind seit der gestrigen Generalprobe *nicht besser geworden*, und *gestern schon* war es bekanntlich mit beiden *ziemlich schlecht bestellt*. Indes, über die Musik wird unser ständiger Kritiker *vielleicht* noch seine Meinung abgeben, und vom Texte zu reden, *lohnt der Mühe nicht*. Erübrigt uns demnach nur über den Erfolg der ersten Aufführung zu berichten. Ein sehr zahlreiches Publikum — das Haus war gedrängt voll — *langweilte sich drei Stunden lang*, ohne sich auch nur für eine einzige Nummer halbwegs lebhaft zu erwärmen. Offenbach's Operetten haben noch selten bei ersten Aufführungen eine solch kühle Aufnahme gefunden wie »Blaubart«. Gefesselt wurde das Publikum *nur* durch das gelungene Arrangement und die wirklich geschmackvollen neuen Costüme. Herr Swoboda, als Beneficiant warm begrüßt, war nicht so gut disponiert wie sonst; die Andern thaten ihr Bestes. Eine Anziehungskraft auf die Dauer hat »Blaubart« nicht mitgebracht.

25. Februar:

Zum ersten Male:

Shakespeare: Troilus und Cressida. Tragikomödie in fünf Akten mit Prologus, nach der Baudissin'schen Übersetzung (Schlegel—Tieck) vom Vortragenden bearbeitet.

Ouvertüre und Zwischenaktmusik aus der »Schönen Helena« von Offenbach. Musik der ersten Szene des dritten Aktes: Improvisation; als Lied des Pandarus die Romanze der Helena (»Des Gatten Ehre zu bewahren«) [wiederholt].

1. März:

Nestroy: Der böse Geist Lumpazivagabundus. Musik von Adolph Müller sen., zum ersten Male mit dem Entree des Leim, Text von Nestroy, geschrieben für den Schauspieler Gämmerler, Musik von Suppé, 1856 (siehe Nr. 679 — 695).

Das Kometenlied mit elf Strophen: die erste Nestroysche mit dem Ersatzteil der zweiten, die zweite, dritte und vierte mit neuen Ersatzteilen, die fünfte wie früher; dazu sechs der schon bekannten Zusatzstrophen.

Zu der zweiten: »Am Himmel is die Sonn' jetzt voll Kapriz«

Nur in Ungarn ist Ordnung, dort herrscht das Gesetz:
Sie hab'n halt den Horthy, den Windischgrätz.
Echtes Blut, falsches Geld: ja denen geht's besser
Und zu uns exportier'n s' ihre schönsten Erpresser.
Dort blieben s' jetzt auf kein Fall mehr lang,
Denn dort kriegeten s' nur Tausend Frank, Frank Frank
Frank Frank Frank
Dort kriegeten s' nur Tausend Frank.

Zu der dritten: »Der Mondschein, da mög'n s' einmal sag'n, was s' woll'n«

Schwer wurden wir g'straft, die wir Krieg hab'n geführt,
Und die Waffen, die hat uns der Feind konfisziert.
Da möcht ich aber fragen: wo wir all's übergaben,
Wie darf dann der Bekessy einen Revolver noch haben!
Da wird einem halt angst und bang,
Und ich fürcht', er behält ihn noch lang,lang lang
lang lang lang
Ja ich fürcht', er behält Ihn noch lang!

Zu der vierten: »Die Fixstern', sag'n s', sind alleweil auf ei'm Fleck«

Wir sind schon im Himmel, aber noch lang nicht am Hund,
Denn zum Glück erscheint täglich in Wien noch die 'Stund';
Und wir brauchen kein' Stern nicht, wir hab'n alles vereint,
Wenn dazu noch am Mittag der Abend erscheint.
Nur schad', sie hab'n halt einen Hang
Nach der Anklagebank bank bank bank bank bank
bank barik bank
Nach der Anklagebank bank bank bank.

6. März:

Zum ersten Male:

Ernst Elias Niebergall: Datterich, Lokalposse in Bildern in der Mundart der Darmstädter.

Auf dem Programm:

Aus dem Nachwort zur »Insel«—Ausgabe, von Georg Fuchs:

Der »Datterich« ist Ernst Elias Niebergalls, eines der größten deutschen Dialektdichter, letztes Werk. Er ist im Jahre 1840 geschrieben worden. — —

— — Er (Niebergall) ist am 18. Januar 1815 als Sohn eines armen Musikers geboren und als Kandidat der Theologie und Privatlehrer am 19. April 1843 im Alter von 28 Jahren gestorben. — —

— — Gerade ihre (der Niebergallschen Schriften) Volkstümlichkeit hat es vielleicht verhindert, daß man nach der Person des Urhebers fragte. Es ist jene Volkstümlichkeit der Volkslieder und Schwänke, die so sehr und so innig verschmolzen werden in das allgemeine Bewußtsein, daß sie von immerdar gewesen zu sein scheinen. — —

Es gibt kaum ein Werk der gesamten deutschen Literatur, in dem das mundartlich Besondere mit gleicher Vollendung, mit gleicher Echtheit, gleicher Sicherheit der Geste erfaßt und zugleich so erschöpfend zum Ausdrucksmittel für eine engumzirkte, sonderliche Welt geworden wäre. Der Humor des Spießbürgertums der spießbürgerlichsten aller Zeiten, gespiegelt im Humor eines aus diesem Spießbürgertum selbst geborenen, alles Spießbürgerliche bis zur Umkehr ins Gegenteil in sich übersteigernden Ironikers: das ist das Motiv dieser Tragikomödie. Die Lebendigkeit der Gestalten und die Frische der Ausdrucksmittel ist so stark, daß die Komödie seit ihrem Entstehen in ihrer engeren Heimat ein rechtes Hausbuch geworden ist, an dem sich alle Stände bis zum heutigen Tage mit innigem, lachendem Behagen erlaben — das gleiche bedeutet die Komödie aber auch den führenden Geistern Deutschlands, seit und insofern sie neuerdings mit ihr bekannt geworden sind. Sie ist universell in ihrer Besonderheit und erweist damit ihre Klassizität. Die Aufnahme des Werkes in das »Theater der Dichtung« — die freilich ohne manche Milderung im Mundartlichen kaum denkbar wäre — wird dem Vortragenden umsomehr zur Ehrenpflicht, als er, eben mit der Einrichtung beschäftigt, des Abdrucks einer Szene aus dem vielbeschriebenen »*Fröhlichen Weinberg*« von Karl Zuckmayer in der 'Arbeiter—Zeitung' gewahr wurde, deren Kritiker dem Stück eine »urkomische Kraft« nachrühmt. Der Vortragende kann den Ursprung dieser Komik feststellen. Er hatte, da er Lektüre an Lektüre schloß, keineswegs das Gefühl eines Wechsels, wohl aber der Überraschung, daß der Niebergallsche Rhein sich in ein Wässerchen fortsetze, welches nun, Tropfen für Tropfen, Zeile für Zeile, von der Vergessenheit der Humorquelle seine Beachtung bezieht; und er würde wünschen, daß die kritiklose Kritik den Zufall, der ihm solchen unmittelbaren Anschluß der Lektüre ermöglicht hat, ihrerseits zum Plan erhebe, ehe sie an die urkomische Kraft des Herrn Zuckmayer herantritt. In diesem Sinne und insbesondere für den Fall der Wiener Aufführung des Epigonen ist der Hinweis auf den Ursprung geboten, wäre dessen Einzigartigkeit nicht an und für sich der Darbietung wert.

11. März:

Zum ersten Male:

Shakespeare: Hamlet, nach der Übersetzung von A. W. von Schlegel vom Vortragenden bearbeitet.

20. März:

- I. Frank Wedekind: Totentanz.
- II. Gerhart Hauptmann: Und Pippa tanzt! I. Akt.
- III. Karl Kraus: Traumtheater.

25. März:

- I, Shakespeare : König Johann, übersetzt von A. W. von Schlegel, III. 1., 3. (gekürzt), IV. 1.
- II. Karl Kraus: Traumstück.
- III. Shakespeare: König Heinrich der Sechste, übersetzt von A. W. von Schlegel, 1. Teil: II. 4; 2. Teil: III. 2 (gekürzt), IV. 8; 3. Teil: I. 4, II. 5 (gekürzt).

*

250. Wiener Vorlesung.

Mittlerer Konzerthausaal, 14. März, 7 Uhr:

- I. Die Presse. Von Wilhelm Liebknecht (zum 100. Geburtstag) [Mit dem Nachwort: »So Wilhelm Liebknecht, der Führer der deutschen Sozialdemokratie, ein Mann, der doch gewiß andere Sorgen hatte.«] — Kerr in Paris (gekürzt).
- II. Eine fatale Verwechslung / Pfl eget den Fremdenverkehr. — Der Biberpelz (Mai 1910).
- III. Verkürzte Achtung. — Der Nichtgenannte.

*

Für die Schüler des Realgymnasiums (vormals Franzjosephsgymnasium) Wien I, Stubenbastei 6 — 8.

Festsaal des N.—6. Gewerbevereines, 24. Februar, 7 Uhr:

- I. Raimund: Der Alpenkönig und der Menschenfeind I 7, 11 bis 21.
- II. Nestroy: Das Notwendige und das Überflüssige.

Ebenda, 9. März, ½ 7 Uhr:

(Ansprache des Professors K. St. Sedlmayer)

- I. Raimund: Das Mädchen aus der Feenwelt oder Der Bauer als Millionär II 4 bis 7.
- II. Nestroy: Die schlimmen Buben in der Schule. Begleitung zu beiden Vorträgen: Victor Junk.

Für die Unterrichtsorganisation Hietzing.

Saal »Zum weißen Engel« in Hietzing, 4. März, ¼ 8 Uhr:

Gerhart Hauptmann: Der Biberpelz.

Programmnotiz wie am 16. Januar.

Für den Arbeiter— und Arbeiterinnen—Bildungsverein »Bildungshort« Wien IX.

Saal »Zum Auge Gottes«, 22. März, 7 Uhr:

Gogol: Der Revisor, übersetzt von Sigismund von Radecki.

Die Reihe der zu Vorträgen einladenden sozialistischen Organisationen und Vereine hat sich fortgesetzt, wie auch weitere Vorträge über den Eingeladenen stattgefunden haben. Die inzwischen eingetroffene Aufforderung des Verbandes der sozialistischen Studenten Österreichs wurde wie folgt beantwortet:

6. Februar,

Wir sprechen Ihnen unsern besten Dank aus für die uns übermittelte freundliche Einladung an Herrn K. K., einen Vortrag vor der sozialistischen Studentenschaft abzuhalten. Sie unterstützen Ihr Ersuchen durch den Hinweis auf die Tatsache, daß Herr K. K. einer Reihe von sozialistischen Organisationen bereits solche Vorträge zugesagt hat. Zu unserem Bedauern müssen wir Ihnen mitteilen, daß Vorträge außerhalb der Reihe normaler Veranstaltungen eben nur solche sind, die vor Arbeitern stattfinden. Aber wenn dies auch nicht der Fall wäre oder für Ihren Verband eine Ausnahme gemacht werden könnte, so müßten wir Ihre Aufmerksamkeit doch auf den folgenden Umstand lenken. Herr K. K. hätte selbst dann erwarten können, daß sich die sozialistische Jugend Wiens seinem Protest anschließen würde gegen die stärkste kulturelle Schande, welche die Stadt bisher erlebt hat — wenn er nicht ausdrücklich in Wort und Schrift (siehe Die Fackel, Nr. 691 — 696, ab S. 122 und Nr. 697 — 705, S. 175) einen dahingehenden Appell an die sozialistische Jugend gerichtet hätte. Wir glauben in der Vermutung nicht fehlzugehen, daß dieser Appell, der mündliche wie der gedruckte, vielen Mitgliedern des Verbandes der sozialistischen Studenten zur Kenntnis gelangt ist. Da er bis heute kein sichtbares Resultat, in einem Protest oder im Anschluß an einen der vorliegenden Proteste, gefunden hat, so könnte der gewünschte Vortrag füglich derzeit keinen andern Inhalt haben als eine Darstellung jener Kulturschande und des Verhaltens der kulturellen Instanzen zu ihr. Nur wenn der Verband der sozialistischen Studenten die an ihn gerichtete Aufforderung erfüllt hätte, wäre es möglich, der seinigen näherzutreten und einen Vortrag anderen Inhalts zuzusagen, also von der Regel, außerhalb der öffentlichen Vorträge nur vor Arbeitern zu sprechen, eine Ausnahme zu machen.

— —

Jenen Organisationen und Vereinen, die den Wunsch nach einem Vortrag aus »eigenen Schriften« ausgesprochen haben, sind Antworten wie die folgende an den Bildungsausschuß Wien XV zugekommen:

13. Februar

Sie laden Herrn K. K. ein, am 14. März vorm. zu der von Ihnen gemeinsam mit dem Republikanischen Schutzbund Ortsgruppe 15 veranstalteten Feier eine Vorlesung aus seinen Werken, womöglich aus »Die letzten Tage der Menschheit«, abzuhalten, um, wie Sie sagen, diese Feier »zu einer erhebenden und begeisternden zu gestalten«. Herr K. K. spricht Ihnen seinen besten Dank für diese ehrende Einladung aus, bedauert jedoch, ihr schon aus dem Grunde nicht Folge leisten zu können, weil er wegen seiner Arbeit, die, jede Nacht ausfüllt, Vormittags überhaupt keine Vorlesung abhalten kann und insbesondere nicht am 14. März, für welchen Tag bereits ein Vortrag im Mittleren Konzerthausaal angesetzt ist. Selbst wenn aber solche Hindernisse nicht beständen, könnte er Ihrem freundlichen Wunsche, aus seinen eigenen Werken zu lesen, derzeit leider nicht entsprechen. Sie irren in Ihrer Überzeugung durchaus nicht, daß er gern bereit ist, vor einem Arbeiterpu-

blikum Vorlesungen zu halten. Diese könnten aber zunächst nur Werke anderer Autoren vermitteln, und zwar solange die sozialdemokratische Partei der ihr von Herrn K. K. in wiederholten Vorträgen und Publikationen nahegerückten Pflicht nicht genügt hat, mit der ärgsten Kulturschande, die jemals auf unserer Stadt gelastet hat, tabula rasa zu machen und sie wenigstens beim Namen zu nennen, was in der Arbeiter—Zeitung selbst gelegentlich der Besprechung des 'Abend'—Skandals nicht geschehen ist. Der bei dieser Gelegenheit von ihr allerdings ausgesprochene Grundsatz, daß die Kontrolle über ein sozialdemokratisches Blatt »nicht bloß den obersten Parteiinstanzen, sondern jeder Organisation innerhalb der Partei gewährt ist, ja jedem Genossen zusteht«, die Kontrolle, die die Bürgerschaft sei, »daß das Blatt von dem Geiste des Sozialismus, von seinen moralischen Sitten nicht abirren kann« — dieser Grundsatz gibt vielleicht jenen Parteiorganisationen, die wie die Ihre von Herrn K. K. die Unterstützung der »Pfleger moderner Kulturbestrebungen« erbitten, die Möglichkeit an die Hand, die Diskussion über die alle Mächte in Staat und Gesellschaft lähmende Tyrannei eines journalistischen Erpressertums, also über den Fall Bekessy, in Fluß zu bringen. Herr K. K. ist der Meinung, daß es zur Zeit gar keine würdigere Betätigung kultureller Tendenzen und auch der »freiheitlichen Bestrebungen«, von denen Sie sprechen und die doch durch die Freibeuter auf das schmachvollste kompromittiert sind, geben könnte als ein entschlossenes Eingreifen in den Kampf, den er führt. Natürlich bedarf er in diesem keiner wie immer gearteten Unterstützung. Aber er müßte es ablehnen, vor Arbeitern über ein anderes Thema zu sprechen als eben über dieses, dessen literarische Darstellung er freilich nicht für einen Vortrag, zu dem er eingeladen wird, eigens vorbereiten könnte. Darum wäre er vorläufig nur in der Lage, die Kulturbestrebungen der Arbeiterschaft durch die Darbietung fremder Werke zu unterstützen, und er könnte aus eigenen, bereits erschienenen erst dann wieder vorlesen, wenn das gegenwärtigste Thema kultureller Betrachtung den Arbeitern bereits von zuständiger Seite nahegerückt wäre. Solange das Parteiorgan sich auf den Standpunkt stellt, daß die sozialdemokratische Partei »andere Sorgen habe«, ist er leider nicht in der Lage, die Kulturbestrebungen der Arbeiterschaft anders als durch die Darbietung von Kunstwerken zu unterstützen, die der Beziehung zu den Zeitdingen entrückt sind. Daß er als Vorleser solcher Dichtungen jederzeit und so weit es nur physisch und technisch möglich ist, vor ein Arbeiterpublikum zu treten bereit ist, davon mögen Sie auch weiterhin überzeugt sein.

— —

Von der Vereinigung der Sozialdemokratischen Bankangestellten war das folgende Schreiben eingelangt:

Wien, den 26. Februar 1926

Hochgeehrter Herr!

Am 20. November 1925 nahmen wir uns die Freiheit, Sie im Namen der bei uns vereinigten nahezu 2000 sozialistischen Bankangestellten um eine Vorlesung zu bitten. Da uns auf dieses Ansuchen zwar kein Bescheid zukam, dagegen kurz darauf die uner-

hörte Taktlosigkeit bekannt wurde, welche sich einige Menschen im Arbeiterheim des X. Bezirkes gegen Sie zuschulden kommen ließen, nahmen wir diesen empörenden Vorfall als Ursache Ihres Schweigens und wagten nicht mehr, die vorerwähnte Anfrage zu wiederholen.

Zu unserer aufrichtigen Freude zeigen uns aber Ihre in Hietzing und im neunten Bezirke bevorstehenden Abende, daß die rüde Unvernunft einzelner Personen Ihre Hinneigung und Liebe zum Proletariat keineswegs beeinträchtigen kann und so unterbreiten wir denn über Aufforderung unseres Gesamtvorstandes nochmals das oberwähnte Ansuchen. Ohne irgendwie auf Ihren Entschluß Einfluß nehmen zu dürfen, wollen wir nur bescheiden dem vielfach lautgewordenen Verlangen nach »Eigenen Schriften« Ausdruck geben (folgt Vorschlag von Ort und Zeit).

Wollen Sie uns, hochgeehrter Herr, über den freien Vortrag dieser Details nicht ungehalten sein und unsere aufrichtige Hoffnung auf eine gütige Zusage nicht enttäuschen.

Mit dem wiederholten Ausdrucke ganz besonderer Hochachtung

— —

Die Antwort:

1. März

Wir sagen Ihnen den herzlichsten Dank für Ihre freundliche Einladung und auch für die Charakterisierung des »empörenden Vorfalls« im Arbeiterheim des X. Bezirkes, herbeigeführt durch die »rüde Unvernunft einzelner Personen«, die, wie Sie mit vollem Recht vermuten, keineswegs der Bereitwilligkeit des Herrn K. K., vor der Arbeiterschaft zu sprechen, Eintrag zu tun vermocht hat. Diese Bereitwilligkeit konnte auch nicht durch den Umstand alteriert werden, daß jene Personen sich für den Akt rüder Unvernunft hinterher auf die Billigung durch den Parteivorstand berufen haben. Ob mit Recht oder Unrecht, wissen wir nicht; wohl aber wissen wir, daß weder eine Entschuldigung durch die Urheber jener Störung und damit der infamsten Lügen der bürgerlichen Presse erfolgt ist noch eine Zurechtweisung und Zurückweisung durch die maßgebende Stelle. Alle diese Umstände vermögen wie gesagt die Neigung des Herrn K. K. nicht zu mindern, vor der Arbeiterschaft zu lesen, deren Sache er von allen möglichen weniger ehrenvollen Begleit— und Leit—Erscheinungen sehr wohl abzusondern weiß. Leider ist er aus physischen Gründen gegenwärtig nicht in der Lage, Ihrer Vereinigung einen Vortrag zuzusagen, so gern er es getan hätte. Keineswegs vermöchte er aber derzeit Ihrem Verlangen nach einem Vortrag aus »eigenen Schriften« zu entsprechen, so wenig wie dem der Vereinigungen in Hietzing und im IX. Bezirk, auf die Sie sich berufen. Er motiviert wie in diesen und allen andern Fällen eine solche Ablehnung mit dem Hinweis, der in dem beiliegenden Schreiben an eine der einladenden Organisationen enthalten ist. Wir ersuchen, den hier mitgeteilten Sachverhalt freundlichst zur Kenntnis zu nehmen, und zeichnen

— —

*

Richtigstellung:

» — — Im letzten Hefte der 'Fackel' ist an mehreren Stellen (z. B. Seite 33, 36 und 76) zu lesen, daß die bei Ihrem denkwürdigen Vortrag im Favoritner Arbeiterheim anwesenden Sozialisten als Beifallskundgebung die Internationale gesungen haben.

Da es von anderer Seite vielleicht noch nicht geschehen ist, glaube ich, Ihnen mitteilen zu dürfen, daß das Lied, welches am 9. Dezember von einigen Genossinnen so zutreffend angestimmt und von den begeisterten Hörern gesungen wurde, zwar auch ein internationales Kampflied, aber nicht die Internationale, sondern die zweite Strophe der deutschen Arbeitermarseillaise war, welche lautet

Der Feind, den wir am tiefsten hassen,
Der uns umlagert schwarz und dicht,
Das ist der Unverstand der Massen,
Den nur des Geistes Schwert durchbricht.

usw.

Das Lied, das am 24. Januar nach Ihrer Vorlesung der »Weber« gesungen wurde, war die Internationale.

— — Ich hoffe, mit der Wahrheit Ihnen, ihrem mutigsten Priester, gedient zu haben — — «

Verkürzte Achtung

Gesprochen am 14. März

Je öfter ich Gelegenheit habe, die Miterlebensfähigkeit eines proletarischen Auditoriums als mein eigentlichstes und bestes Erlebnis auf dem Podium zu empfinden, umso tragischer erscheint mir hinter allem Getue und Gerede, von einer »Arbeiterbildung in Zahlen« die Unversorgtheit dieses kostbarsten Kulturguts in der Hand einer Führung, die ihr tief antirevolutionäres Wesen mehr noch als durch ihre Untätigkeit durch den statistischen Zauber erweist, den sie zu deren Verteidigung parat hält. Daß mein Vorstoß gegen die Kunststelle einem lebendigsten Bedürfnis entsprach und daß ihm eben dieses geantwortet hat, darüber ist mit Macht— und Würdebehelfen, deren Inventar ja leider kein Umsturz auflösen könnte, nicht hinwegzukommen. Wo die elementaren Kräfte fehlen, die einzig berufen wären, die wahrhafte Angelegenheit des Herzens und des Geistes: die künstlerische Erziehung einer neuen Menschheit zu verwalten, dort vermag eine Geste des Großtuns, wie sie noch jeder angegriffenen Regierung zur Hand war, die tiefgefühlte Lücke nicht auszufüllen, sondern nur zu offenbaren. Hingegen machte die prompte Bereitschaft, einen Nestroy zu inszenieren und dem Operettenmist zu entsagen, schon einen etwas besseren Eindruck, mindestens den, daß hinter dem Stolz des Funktionärs doch etwas wie Einsicht in die Berechtigung meiner Kritik zum Vorschein kam und doch etwas wie der gute Wille, einem geistigen Druck zu gehorchen, dessen reines Motiv keine Mißdeutung zuläßt. Freilich wird in den Versammlungen, in denen jetzt endlich dieses wichtigste Problem erörtert wird, auch die Stimme des literarischen Schlieferltums laut, welches, sozialistisch gewandt und an die Machtsphäre angeklebt, zwar nicht an Ernst gewinnt, aber indigniert ist, weil ein »Außenstehender«, den sie von Natur und

insbesondere von Karrierebeginn hassen, in diese Dinge hineinzureden wagt. Ihre Ansicht, daß ich Nestroy »überschätze«, dürfte weder Nestroy noch mir schaden; entschieden im Irrtum aber sind sie, wenn sie meinen, daß sie durch das Parteiabzeichen vor der Strafe für Ungezogenheiten geschützt seien. Die Vertreter des Sozialschlieferlums mögen sich, wenn sie's auch nicht glauben können, darauf verlassen, daß ich weit berufener bin, in diese Dinge hineinzureden als sie und ihre Vorgesetzten, bei denen sie sich in Gunst zu setzen hoffen, seitdem der Moment vorbei ist, wo sie meinen Vorstoß für stark genug hielten, daß er die Funktionäre umwerfen könnte. Denn auch dies ist erhofft worden, aber nun mag sich der Wind gedreht haben und da wird von denselben Leuten, die vor ein paar Wochen sich auf meine Kritik berufen haben, jeder Ehrlichere, der es noch heute wagt, niedergeschrien. Kurzum, sie gebärden sich, als ob sie rein vergessen hätten, daß ich auch Satiriker bin. Hier wie auf dem Gebiete des Preßproblems glaubt die Gevatterschaft, die sich im Schatten der großen Sache betätigt, wirklich, daß ich um dieser willen sie ignorieren werde, und traut mir also ihre eigene Unredlichkeit zu. Aber sie möchte auch, daß man dümmer sei als sie, denn sie wollen einen glauben machen, daß die Sache geschädigt werde, wenn man diese vor dem Schaden bewahren will, den sie ihr zufügen, wie vor dem Nutzen, den sie aus ihr ziehen. Das Kränkende in solcher Illusion ist nicht so sehr die Unterschätzung der sittlichen als der geistigen Kapazität, die im Anblick dieses Treibens Anregung findet, und die völlige Unbefangenheit, mit der sich der Satirenstoff vor mir aufspielt, wiewohl doch mein Todfeind nicht behaupten könnte, daß ich an Schärfe der Beobachtung eingebüßt habe. Es fällt mit natürlich nicht ein, ihnen den Tört anzubieten, einen von Proletariern gefüllten Saal stumm darüber entscheiden zu lassen, wer da berechtigt ist, in Dingen der Kunst den Mund aufzutun: ich oder sie alle zusammen und wenn man sie Gottbehüte vervielfältigen könnte. Ich bin schon ganz zufrieden damit und harre des Ausgangs, wenn die Herren, die sich an der Debatte beteiligen, untereinander darüber einig werden sollten, ob ich ihr Abgott oder ihr Hanswurst bin oder ob die mittlere Linie der Erkenntnis die beste wäre, daß meine Darbietungen dem Proletariat mehr geben als die ihren und alles, was sie ihm aus dem vorrätigen Wiener Kunstbesitz zuführen könnten. Ich vermute, daß sie, nachdem ich in so bescheidener Erwartung solches ausgesprochen habe, schon dafür sorgen werden, daß mir die Gelegenheit, den Herzensdank eines proletarischen Auditoriums zu empfangen, nicht mehr allzu oft zuteil wird. Ich würde es bedauern, ein Erlebnis entbehren zu müssen, von dem ich viel seelischen Nutzen und niemals noch anderen gezogen habe. Doch ich sehe schon ein, daß ich ein Außenstehender bin, weil mir die Betreuung der künstlerischen Angelegenheiten des Proletariats nur eine Passion ist, während ich vermute, daß die Herren, die mir die Befugnis dazu absprechen, von ihrer Unbefugtheit die Existenz bestreiten.

Aber sie werden mir wenigstens die Anregung gönnen müssen, die mein satirisches Naturell von den Kontrasten empfängt, die hier in so lebendige Erscheinung treten. Ich höre, daß die Impotenz einen roten Kopf bekommt und vollends Parteifarbe bekennt, wenn jetzt nur mein Name genannt wird. Doch diese Wirklichkeit, von der ich eben um der vollen Einsicht willen, die ich in sie habe, gern wegsehe, greift noch weiter aus in den Kontrasten, die ja seit jeher die Kulissen meiner Weltbühne gebildet haben. Am 3. Mai 1925, nachdem ich zum letzten Male durch die äußere Vermittlung der Kunststelle zu Arbeitern gesprochen hatte, war in der Arbeiter—Zeitung zu lesen:

Während die politischen Demonstrationen des Vormittags den Gemeinschafts— und Kampfwillen der Arbeiterschaft betonten, bo-

ten die künstlerischen Veranstaltungen des Abends ein überwältigendes Bild für den Kulturwillen des Proletariats.

Wie klein, wie nichtssagend muß jedes Wort sein, das den Eindruck wiedergeben wollte, den die vielen hundert Hörer von der Vorlesung Karl Kraus' im Neuen Saale der Burg empfangen. Ohne diesen Namen ist die Feier eines republikanischen Festes heute nicht denkbar. Schmerzlich ist es nur, an die Scharen zu denken, die diesen Abend verlieren mußten, weil keine Karte mehr aufzutreiben war. Um so tiefer war das Erlebnis der Teilnehmenden. Noch im Saale dankte ein älterer Mann stürmisch einem andern dafür, daß er ihn hingeführt: »Ich hätte nicht geglaubt, daß es so wunderbar sein kann.« Besonderen Dank wissen wir Karl Kraus, daß er es ist, der uns Lassalle näher bringt. Die »Rede Lassalles über die Presse« wirkte so eindringlich, war zur Maifeier so wahrhaft am Platze, wie etwas eben nur bei Karl Kraus treffend sein kann.

Daß am Weltfeiertag des Proletariats, am Tage des Kampfes gegen den Krieg, am Tage des Kampfes für die Kultur *seine* Erinnerung an den Krieg »Die letzte Nacht« Beifallsstürme entfesselte, wie sie sonst für jeden andern nur durch bezahlte Claque geliefert werden, ist unsere Freude. Wir fühlen, daß es aufwärts geht, daß *aus dem einzelnen Kämpfer ein Führer geworden ist — er mag es wollen oder nicht.*

Der unbeugsamste Charakter, der fanatischste Republikaner hat eine wachsende Schar von unerhört begeisterten Anhängern hinter sich: Da muß die Republik fest stehen, *da muß die wahre Revolution ausbrechen, die Revolution der Gehirne!* Daß der Reinertrag unserem Republikanischen Schutzbund bestimmt war, ist ein äußeres Zeichen, aber kein trügerisches. Die Begeisterung für den Vortragenden, die sich in nicht endenden Beifallsstürmen Luft machte, ist auch als inneres Bekenntnis der Hörer zur Republik wertvoll.

Schon damals hatte ich aus meiner Abneigung, mit der Arbeiter—Sache zugleich der einer »Kunststelle« zu dienen, nicht das geringste Hehl gemacht. Und ganz den gleichen Eindruck mußte die Arbeiter—Zeitung bei der Vorlesung der »Weber« vor den jugendlichen Sozialisten feststellen (nachdem sie ihn anlässlich des Vortrags im Arbeiterheim geschmälerst hatte); keine andere Wirkung war bei anderen Vorträgen vor einem proletarischen Auditorium zu bemerken. Aber der wahren Revolution, der Revolution der Gehirne wird, da sie ausbrechen soll, abgewinkt von jenen, deren Position sie bedrohen könnte, und es stellt sich heraus, daß aus dem Führer wieder ein einzelner Kämpfer geworden ist — er mag es wollen oder nicht.. Denn in den Versammlungen, welche die Herren Funktionäre zur Bergung ihrer kunstpolitischen Autorität abhalten gegen meinen Versuch, diese aus innerstem Herzensdrang zu erschüttern, wird jedem, der es wagt, für jene meine Wirkung und Berechtigung mit dem leisesten Ton zu zeugen, »Kraus—Narr!« zugerufen und mit der Frage begegnet, ob denn »dieser Kraus—Seuche« kein Ende sein werde. Da wird von Papierseelen, die plötzlich das Animo gefunden haben, die nicht mehr erschütterte Position des Kunstregenten zu stützen, das Recht eines Künstlers glatt bestritten, der doch die Macht hätte, sie alle vor versammeltem Proletariat in den Papierkorb zu blasen, und höchstens das Zugeständnis gewährt, daß er allerdings »gewisse Verdienste als Rezitator« habe. Dazwischen vergeht kaum ein Tag, an dem nicht die enthusiastischste Einladung einer Orga-

nisation an ihn erfolgte. Aber als der Kunstregent selbst, der durchaus würdig und anständig sprach, nicht umhin konnte, seinen schwächlichen Widerspruch gegen meine Kritik mit dem Bekenntnis »tiefer Achtung« einzuleiten, rief eine Stimme, die infolge meiner Abwesenheit ganz unbefangen war und keine Spur von einem Lampenfieber zeigte, das ich ihr leicht beibringen könnte, das Wort: »Viel zu tief!« Es war die des Herrn Josef Luitpold Stern, auch kurzweg Josef Luitpold genannt, der als Lyriker des Proletariats es bis zum Rektor der Arbeiterhochschule gebracht hat, wozu ich die studierenden Arbeiter nur beglückwünschen kann. Dieser Herr Josef Luitpold Stern, dessen Talent vergebens bemüht ist, mit seinem Ehrgeiz gleichen Schritt zu halten, hat das Vorwort zu einer Broschüre der Parteiarchitekten verfaßt, die sie mir — im Januar 1926, also nach dem Vorfall im Arbeiterheim — mit der Widmung zuschickten: »Dem Kämpfer für wahre proletarische Kultur!« Aber in der Generalversammlung des Wiener Unterrichtsausschusses und in anderen Versammlungen bestritt mir Herr Stern solchen Rang, den er wohl kaum jemand anderm als sich selber zuerkennen dürfte, mit der Begründung, daß ich nicht organisierter Parteigenosse sei. Dieser Polonius, der mir aus dem Grund dieses Defekts nicht nur die Berufung abspricht, in Dinge der proletarischen Kultur hineinzureden, sondern auch die Achtung verkürzt, die mir andere Sachwalter der proletarischen Kultur immerhin noch entgegenbringen und selbst jener, an dessen Stelle zu treten Herr Stern augenblicklich keine Möglichkeit sieht — er ist offenbar in der Lage, meinen Antrieb, statt aus dem erlebnisreichen Vertrauen in die Bereitschaft der proletarischen Seele, aus meiner Eitelkeit herzuleiten. Und wie kein anderer ist er ja berufen, über diese bewegende Kraft, die den geistig strebenden Menschen vor die Öffentlichkeit treibt, auszusagen. Den Respekt, den mir Herr Josef Luitpold Stern zu erschüttern unternommen hat, seit er die Position des Mannes befestigt weiß, dem er sie neidet, hat er mir nicht immer versagt. Es hat eine Zeit gegeben, in der ich gegen die Haltung des Parteiorgans nicht nur keinen Tadel auf dem Herzen hatte, sondern fürwahr auch die anderen Sorgen anerkennen mußte, die es damals hatte, als es sich dem literarischen Drang des Herrn Josef Luitpold Stern gegenüber undurchdringlich erwies. Es war im Jahre des Unheils 1917 und wenn ich mich recht erinnere, hatte damals schon die Arbeiter—Zeitung, die überhaupt so ziemlich den ganzen Krieg hindurch, von wenigen Entgleisungen abgesehen, das anständigste Tagesblatt in Mitteleuropa war, ihre mutige Aktion für die Opfer der österreichischen Kriegsjustiz begonnen. Herr Josef Luitpold Stern saß in einer Militärgerichtskanzlei, was ihm — vielleicht nach Jahren exponierteren Dienstes — natürlich durchaus zu gönnen war, und als ich von ihm einen Hilferuf erhielt, genau vierzehn Tage nachdem mir ein ungleich wertvollere Lyriker in grausiger Feldschlacht entrissen war, glaubte ich anfangs, der Schreiber des »Feldpostbriefs« wolle sich bei mir beklagen, daß die Arbeiter—Zeitung einem Protest gegen die Schrecken des Krieges und insbesondere die Greuel der Kriegsjustiz ihre Spalten versperrt habe. Als ich weiterlas, erfaßte ich freilich, welche Sorge ein bewährter Sozialist damals im Herzen trug und welche anderen Sorgen er seinem Parteiorgan übel nahm. Der Anfang täuschte:

17. XI. 1917

Sehr geehrter Herr!

Das einzige Organ, das mir *vom Felde aus* zur Verfügung stand, die A. Z., *boykottiert* mich; sie ist eben am Ende auch nur »einer jener dunklen Privatbetriebe, wo Worte UNERLEBTEN Gesinnungen dienen müssen«.

Ich habe nicht den Wunsch, irgend eine andere Zeitung zu gewinnen. *Wenn die A. Z. versagt, so kann solche Feigheit nicht mehr überboten werden.*

Bis hierher also mußte ich glauben, daß die Militärjustiz dem Beamten, der in ihrer Kanzlei saß, die Verbindung mit der Neuen Freien Presse verwehrt und bloß die mit der Arbeiter—Zeitung gestattet habe, welche ihn aber enttäuschte. Denn sie war offenbar zu feige, ihn das Äußerste gegen den Krieg drucken zu lassen, sie versagte, etwa so, wie sie jetzt gegen das stärkste Greuel der Preßkorruption versagt, und eben damals, wo sie mir ein Beispiel wahren Mutes zu geben schien, sah sich ein ihr Näherstehender gezwungen, ein Wort von mir gegen die kapitalistische Presse auf das eigene Parteiorgan anzuwenden. Ich kannte mich aber sofort aus, als ich weiterlas:

Als letztes Asyl sehe ich Ihre Zeitschrift. Ich habe zwei Novellen geschrieben, die ich Ihnen gerne zur Verfügung stellen möchte.

Wenn Sie die Toten zu Worte kommen lassen, so wollen Sie vielleicht nicht mithelfen, die Lebenden mundtot zu machen.

in besonderer Schätzung

Josef Luitpold Stern

Feldpost 95

Gericht des Rayonskmdos IV

Ich verstand und hätte, wäre selbst eine grundsätzliche Möglichkeit vorhanden gewesen, fremde Beiträge zu prüfen und aufzunehmen, gleichfalls versagt, die Feigheit der Arbeiter—Zeitung noch überbietend. Die Auffassung, daß der Mut im Kriege und gegen den Krieg nach dem Interesse für die literarische Produktion des Herrn Josef Luitpold Stern zu messen sei, hatte mich ebenso angewidert wie die Absage an das Parteiorgan aus dem allerprivates-ten Schmerz, und obgleich die Notiz auf dem Umschlag der Fackel mich jeder Verpflichtung überhebt, auf Manuskriptangebote mit einem besonderen Wort der Ablehnung zu reagieren, wurde die folgende Antwort erteilt:

Wien, 21. XI. 1917

Sehr geehrter Herr!

Wir danken für Ihr frdl. Anbieten, können aber leider keinen Gebrauch davon machen, weil die »Fackel« — seit Jahren schon — keinen fremden Beitrag veröffentlicht.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Verlag »Die Fackel«

Daß ich die Höflichkeit der besondern Antwort durch die generelle Unhöflichkeit entwerte, sie durch den Verlag erteilen zu lassen, wird man wohl ohne weiters dem Unmaß einer Arbeit zugutehalten, die mich eben verhindert, persönlicher gehaltene Korrespondenzen zu führen. Herr Josef Luitpold Stern fand aber, daß seiner dichterischen Sache, die in jener Zeit nicht nur die einzige Sorge, sondern offenbar das Letzte war, was Österreich noch besaß, durch solche Erledigung in einer Weise nahegetreten sei, welche die Feigheit der Arbeiter—Zeitung noch überbot. Das letzte Asyl war seiner Produktion gesperrt und so entschloß er sich denn, dem Verlag der Fackel den Bescheid zurückzuschicken und auf dessen Rückblatt zu schreiben:

Sehr geehrter Verlag!

Die nebenanstehenden Zeilen sind wohl irrtümlich an mich gelangt.

Ich habe Ihnen kein frdl. Anerbieten gemacht. Noch weniger bedurfte es einer falschen Information über den Inhalt der »Fackel«. *Lesen Sie einmal diese empfehlenswerte Zeitschrift und Sie werden in ihr — seit Jahren schon — viele fremde Beiträge veröffentlicht finden, so von Goethe, Claudius, Schopenhauer, Stifter u. a.*

Hochachtungsvoll
Josef Luitpold Stern

Stern, der bitteren Ernst in ein scherzhaftes Gewand kleidet, wollte offenbar sagen, daß er zwischen sich und den Toten, die ich zu Worte kommen lasse — und er meinte nicht etwa die erst im Weltkrieg gestorbenen Dichter —, keinen anderen Unterschied anzuerkennen vermöge als den: daß diese eben tot seien, er aber lebend und nur »mundtot«. Ich, der ich doch in der Welt der offiziellen Literatur viel mundtoter bin als alle, die je durch mich in sie gelangen wollten, aber mich trotzdem weit lebendiger fühle als sie alle — ich habe in diesem Leben wahrlich mancherlei im Spießrutenlauf der schreibenden Charaktere durchgemacht; und wenn sich dereinst mein Verlies öffnen wird, in dessen Wirrsal vorläufig nur manchmal mein Gedächtnis einen guten Griff tut, so wird man ja staunen, welch ein Wellenberg von Hysterie und Ranküne, von Tollwut und Liebeshäß sich an meinem Gestade gebrochen hat. Und ich, der zwischen 1914 und 1918 manche erschütternden Dokumente menschlichen Leidens empfangen hat, habe diese zwei Feldpostbriefe eines Dulders gleichwohl nicht vergessen. Ich wußte, daß der Tag kommen werde, an dem er mir seine »besondere Schätzung« kündigt, der Literat, den ich, weil er in einer Militärkanzlei saß und also noch am Leben war, nicht in die Reihe der Goethe, Claudius, Schopenhauer und Stifter einlassen wollte. Er hat es — Parteigesinnung und Disziplin gegen mich schützend — in der Form getan, daß er die Achtung eines andern als viel zu tief erklärte und einem, der sie gleichfalls bekunden wollte, das Wort mit dem Zuruf abschnitt, er sei ein »Kraus-Agent« — einem Manne, der ihn doch keineswegs um Förderung meines Geschäftes angesprochen hat.

Da sich sohin die Angelegenheiten der proletarischen Kultur als ein Fach herausstellen, in das man berufs— und karrieremäßig gelangt sein muß, verzichte ich darauf, anders in sie hineinzureden als durch künstlerische Leistungen, falls die berufenen Sachwalter es nicht zuwegebringen sollten, das Proletariat vor solchem Genusse zu bewahren. Was ich mir aber von keiner parteiamtlichen Instanz und von keinerlei Literatentum, das sich in ihr festsetzt, nehmen und bestreiten lasse, ist die Fähigkeit zur Beurteilung menschlicher und moralischer Angelegenheiten, deren wahre Grundlage durch kein Parteiprogramm und keinen politischen Umsturz berührt werden kann und deren falsche Vertretung leider durch so starke Bekenntnisse und Erlebnisse unberührt geblieben ist. Von den dunklen Privatbetrieben, wo Worte unerlebten Gesinnungen dienen müssen, weiß ich wirklich Bescheid, und wenn ich auch in Verbindung mit ihnen kein Amt habe, so habe ich doch eine Meinung und gewichtiger als der Sitz mancher Versammlungsteilnehmer ist meine Stimme. Denn stärker als der Führer, der aus dem einzelnen Kämpfer geworden ist, er mag es wollen oder nicht, ist der einzelne Kämpfer, der aus dem Führer geworden ist, weil er es wollte. Was die Freiheit betrifft, die ich meine, so sehe ich sie weder in der Konnivenz gegen den Erpresser Großwiens verankert noch in der Dankbarkeit für die Abfälle der bourgeoisen Unterhaltung. Den Begriff einer Revolution leite ich weder von dem Revolver ab, dem eine fluchwürdige Preßfreiheit den Angriff auf die besitzende Klasse gestattet, noch finde ich ihn erfüllt in dem Aufstand, den jetzt die sozialistisch gefärbten

Papierseelen gegen mich organisieren. Ich gebe dieser Sorte, deren journalistisches Wesen ich noch hinter allen Scheinbarkeiten erkannt habe, zu bedenken, daß, von sämtlichen Kräutern, die gegen mich nicht gewachsen sind, der Zusammenschluß das unwirksamste wäre. Denn erst die Gesamtheit der Zwerge würde es selbst dem übelwollendsten Verkleinerer meines Kampfes klar machen, daß jeder einzelne ein Riesenthema war.

Der Nichtgenannte

Gesprochen am 14. März

»Und wird er schweigen? Wenn er sich mit deinem Geheimnis retten kann, wird er's bewahren?«
»Ein böser, böser Zufall — freilich! Freilich! Sesina weiß zu viel und wird nicht schweigen.«

Und jeder hier ist, gegenüber jedem, Wallenstein zugleich und Sesina. Sie haben einander in der Hand und da eine die andere wäscht, ohne durch Einheit zur Reinheit zu gelangen, bleibt die schmutzigste obenauf. Das ist die moralische Situation dieser Stadt, die an Bädern zunimmt wie an Pfützen, dieser Republik, die ein Freistaat geworden ist für jegliche Lumperei. Da gibt es, in Politik und Presse, in Gesellschaft und Verwaltung, keine Macht, die der Ehrlosigkeit nicht die Mauer machte, um nicht einzustürzen. Jedes Wort, das ich seit so langem an diese gräßlichste aller Materien wende und bis heute verschwende, wird täglich wahrer, schon der Auftakt »Bekessys Sendung¹« war die Wetterglocke, und am Wachstum des Themas erkennt man: der Schmutz hat Epoche gemacht. Das Wort: »Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Feiglinge!« wird zum Kampfruf gegen die Besiegten einer Nachkriegsmoral, die sich und einander nur durch die schweigende Verabredung erhalten, das Unmögliche zu ertragen, zu dulden und möglich zu machen. Eine ganze große Stadt mit allem lebendigen Widerstreit ihrer Willenskräfte und Wirksamkeiten — an allen Punkten ihrer politischen und publizistischen, ihrer bürokratischen und gesellschaftlichen Führung rettungslos verfallen dem Zauber eines zeitgemäßen Schurken, der die Macht hat, aller Bindungen zu spotten und gleichwohl all deren Hüter zu binden! Der Schwächezustand dieses absurden Gemeinwesens hat keine Stelle mehr, wo jener nicht Sicherungen angebracht hätte. Keine Ritze gibt es, durch die der Geruch der Verächtlichkeit oder gar die Gefahr der Kriminalität dringen könnte; nichts fehlt zum moralischen Bankerott eines entwaffneten Staates als das förmliche Bekenntnis seiner Ohnmacht vor einem Revolver. Immer grausiger füllt sich der Schauplatz der »Letzten Nacht«: die Hyänen haben sich über die Leichen gelagert, doch Erpresser melken noch die Hyänen. Es bilden sich Gruppen, zwischen welchen Politiker eingezwängt sind, die sich den Hyänen nähern wollten und nun von den Erpressern bedrängt werden. Und diese ganze furchtbare Herde, die unter dem Schutz einer verpesteten Freiheit dem Polizeigebot, sich zu zerstreuen, Hohn bietet — weil doch alles, was des Staates ist, bloß den Hunger und die Liebe rächt und die Obrigkeit schwach wird vor der Niedertracht —: wie sollte sie dem Anruf des sittlichen Geistes gehorchen?

1 s. Heft 640 # 10

Nichts vermöchte sein Witz zu erfinden, was da nicht Wirklichkeit werden könnte. Diese durch einverständliche Ehrlosigkeit zusammengehaltene Gesellschaft tut nicht nur, als hätte sie Gesetze, sondern als begehrte sie noch neue, um der Fäulnis Herr zu werden. Aber es wird sich herausstellen, daß der Wirt die Rechnung ohne den Parasiten gemacht hat, und die Gesetzgeber werden just in dem Moment, da sie der Erpressung an den Leib rücken wollen, ihr ausgeliefert sein und müssen eine gesetzgeberische Tat unterlassen, weil sie ihre Dringlichkeit am flagrantesten erfahren. Und dieser *circulus vitiosus* umschließt alles, was hier öffentliche Meinung und öffentliche Wirkung bildet; er ist wahrhaft die Schlinge, in der ein sogenannter Budapester Hendlfänger unsere kapitolinischen Gänse gefesselt hält. Der grausige Humor des Falles ist bis zu dem Punkte gediehen, wo die Konsorten der Erbärmlichkeit, durch parteiliches Meinen geschieden, durch allgemeines Wissen vereint, auflachen müßten in dem Bewußtsein, vor der belogenen Außenwelt mit gebundener Marschroute die Freiheit darzustellen und mit einer limitierten Moral Entrüstung aufzuführen.

Denn es konnte geschehen, daß man einen ganz andern Erpresser erwischt hat und daß das Aufsehen des Falles zum Asyl für den richtigen wurde. Die Naturwidrigkeit dieses Geschehnisses liegt darin, daß, während in einem normalen Staatswesen der Beginn einer Razzia auch den minder Schuldigen bedroht, hier der Vorkämpfer der Erpressung in der Sensation seine Sicherheit findet und seine Beruhigung in einem Alarm, aus dem kein Ton dringt, der ihn gefährden möchte, und worin sein Name ungenannt bleibt wie eh und je. Und doch könnte es kein stärkeres Indiz für die eigentliche erpresserische Macht geben als dieses Schweigen, in dem sich der ungeheure Druck, unter welchem alle Scheinmächte dieser Öffentlichkeit atmen, zur Aussprache bringt. Denn sie alle meinen ja den Richtigen und müssen mit so verzweifelter Ostentation in die verkehrte Richtung zeigen, daß das Erbarmen des Betrachters fast den Ekel überwindet, der Humor aber die Oberhand behält. Denn jeder nimmt auch das Wort »Feigheit« in den Mund, einer wirft sie dem andern vor, und der einzige Publizist, der doch hie und da von den Erpressungen des Herrn Bekessy zu sprechen wagt, ist der Herr Bekessy; er hat mehr Mut als sie alle und wahrscheinlich weiß er auch mehr auf sich. Aber da Sesina über sie nicht schweigen würde, so bleibt ihnen nichts übrig, als über Sesina zu schweigen, und wenigstens sind sie den Wienern doch ein Spektakel nicht schuldig geblieben. Ich habe, seitdem der Kolportageruf des »Abend« die Straßen unsicher macht, sein antikorruptionistisches Walten als so scheusällig empfunden, daß mir für die schließlich nachgewiesene Korruption keine Mißempfindung mehr übrig bleibt. Ich habe die unbestochene Verwendung der Gesellschaftsübel für das Geschäft der Sensation, das Schmarotzertum der Moral an der Unmoral, die ungeistige Führung des Registers der Fäulnis, die illustrierte Darbietung der bürgerlichen Verkommenheit zur Nahrung der kleinbürgerlichen Schaulust, die Ansteckung des proletarischen Geistes mit dem heuchlerisch perhorreszierten Gift — ich habe diese Sorte Publizistik immer für einen Straßenexzeß erachtet, ihre Duldung durch die Sozialdemokratie für ein Schwächezeichen und deren Paktieren mit dem vormals bekämpften Übel für den Fluch jener Taktik, die den Redlichen das Opfer des moralischen Selbstmords auferlegt. Der Nachweis, daß ein Handlanger des Angriffsgeschäfts in so geistwidriger Hantierung mit der Korruption an diesen Anschluß gefunden hat, bietet mir keineswegs den Reiz einer Enthüllung. Auch nicht der Einzelfall anderer kleinkalibriger Revolvermänner, wie sie sich aus der Nachbarschaft von Bankannonce und Wirtschaftskritik nun einmal herausbilden, und die florieren werden, solange der Läuterungswille auf die-

sem Gebiete mit einer relativen Moral sein Auskommen findet. Diese Sorte, mag sie noch so verabscheuungswürdig sein, wirkt, wie sich ja täglich erweist, wenigstens nicht mit der Macht, das Schweigen über ihre Wirksamkeit zu erpressen, und es konnte immerhin geschehen, daß hier, in einem Fall, der doch gleichfalls innerhalb der bürgerlich—kapitalistischen Welt spielt, anti-korruptionistische Forderungen vollauf vertreten werden, ohne daß einem der Einwand entgegengehalten würde, die sozialdemokratische Partei habe andere Sorgen. Weit überraschender, schmerzhafter, tragischer als alle diese Enthüllungen ist das Schweigen über den Kardinalfall einer erpresserischen Wirksamkeit, der zugleich eine Kulturregion verpestet und über alle Tatbestände hinaus die Erpressung geradezu als das wirkende Prinzip des Geisteslebens, als eine atmosphärische Erscheinung des örtlichen Klimas darstellt. Das Schweigen über eine journalistische Existenz, die als solche doch schon Erpressung ist und aus jeder gedruckten oder nicht gedruckten Zeile den Kriminalgeruch verbreitet. Und noch sensationeller der Umstand, daß man über Erpressung sprechen konnte, um von ihr zu schweigen, und daß dieses Schweigen dennoch mit der Kraft einer Stentorstimme in die Debatte drang. Ja, daß alle Motive laut werden konnten, die man sich in dieser Debatte nur wünschen mochte, und daß, wo von »ungarischen Erpressern« die Rede ging und also, nach Herkunft und Berufstätigkeit, das Signalement durchaus stimmte, nichts gefehlt hat als der richtige, der autoritative Name. Wie wenig vermöchte mich für solchen Mangel die Fülle der Anerkennung zu entschädigen, die die Arbeiter—Zeitung für mein künstlerisches Wirken bereit hat, und selbst wenn sie im Streifzug gegen Erpresser, die ich nicht meine, an mich als eine moralische Instanz appelliert, so hat sie meine Ansprüche noch lange nicht befriedigt. Denn man vergesse nie, daß meine Unbescheidenheit größer ist als meine Eitelkeit, und daß ich mich keineswegs mit dem Trost begnüge, den jemand jüngst so passend auf die Stellung der Partei zu meiner idealen Forderung zitiert hat: »Weine nicht, mein Liebling, weine nicht, du kannst alles von mir haben, nur das eine nicht!«

Doch ich werde meinem überzeugten Respekt vor der persönlichen Lauterkeit einer fühlenden Brust unter Taktikern nicht untreu werden. Politik, die nach Shakespeare höher thront als Gewissen, kann offenbar auch Sukkurs von einem Pflichtgefühl erhalten, das dem Gegendruck menschlicheren Fühlens standhält und ein moralisches Relativitätsprinzip der Rücksichten und Vorsichten selbst dort befolgt, wo allgemeine sittliche Forderungen erörtert werden. Nicht an den persönlich achtungswürdigen Fall will ich rühren, der mir mehr als andere publizistische Beispiele ein Staunen übrig läßt, wie man mit gebundener Hand schreiben kann und daß so lautes Schweigen nicht die Arbeit stört. Aber ich rede, vor dem unvermeidlichen Tag, wo die Tatsachen noch lauter sprechen werden, die sozialdemokratische Partei an, der ich, mit dem denkbar größten Gefühl für ihre anderen Sorgen, bereits meine Vermutung nicht verhehlt habe, daß das Schweigen über einen Erpresser das greifbarste Indiz seiner Wirksamkeit sei und die Unterredungen, die sie ihm andauernd gewährt, ein noch stärkeres. Sie hat diese Vermutung dadurch bekräftigt, daß sie auch zu ihr geschwiegen hat, und ich fürchte, sie wird noch schweigen, wenn ich ihr sage, daß ich nicht die Korruption, die in jeder politischen Gruppierung Unterschlupf finden kann, für das Übel halte, sondern die Trägheit, die sie nicht ausjätet; die besonnene Dummheit, die die ärgere Korruption befestigt, weil diese um jene weiß; und vor allem die Denkungsart, die um der großen Sache willen, die nicht größer sein kann als die Ehre, eben deren reinste Vertreter zwingt, die Unehre zu decken und die erpresserische Schande zu dulden. Mit einem Tritt hätten sie ihr den Garaus machen müs-

sen, wenn nur ein Wort von all der Anerkennung wahr ist, die der Bürgermeister von Wien meinem reinigenden Tun gezollt hat. Es soll ihn auch weiterhin nicht enttäuschen!

Was sagt er denn zu dem Resumé, das der Berliner Korrespondent der Arbeiter—Zeitung in einer dortigen Zeitschrift über den 'Abend'—Skandal veröffentlicht hat:

— — Daß der Herausgeber der 'Stunde' sein gar nicht mehr fragwürdiges Metier ungestört ausüben kann — darüber geht man stillschweigend hinweg. Nein, nicht ganz stillschweigend: Karl Kraus, ob der Intransigenz, mit der er den Kampf gegen die Presse führt, noch bis vor kurzem in weiten Schichten des Bürgertums, der Arbeiterschaft belächelt, ist zum Führer einer gewaltigen Massenbewegung geworden, die Preßkorruption zum zentralen Problem der österreichischen Politik — — .

Zum Führer einer gewaltigen Massenbewegung bin ich weiß Gott nicht geworden, bloß zu einem »einzelnen Schriftsteller«, der nicht einsehen will, daß die sozialdemokratische Partei andere Sorgen hat, wenn ihre Führer nicht gerade im Rathaus Shimmy tanzen ¹. Aber lesen wir nicht Tag für Tag, daß sie entschlossen ist, eine Gesetzesreform, die das schändlichste aller Handwerke unterbinden soll, durchzusetzen? Und sind ihnen nicht sogar die Christlichsozialen, deren Presse mit nicht geringerer Behutsamkeit der Gefahr begegnet, mit einem Gesetzentwurf zuvorgekommen, wiewohl es ihrem Bekenntnis doch eher anstünde, dem Übel nicht zu wehren? Ich kenne keine Parteien mehr, aber ich bin überzeugt, daß die Herren Eldersch und Renner auf der einen, die Herren Ahrer, Gürtler und Heini auf der andern Seite des Hauses mich nicht enttäuschen und auf das Gesetz gegen die Zeitungserpresser nicht allzulange warten lassen werden. Ich glaube, daß, wenn ich diese Erwartung mit dem 1. Mai befriste, ich der Sache einer entehrten Freiheit die eindrucksvollste Huldigung darbringe, und ich spreche die Hoffnung aus, daß nicht im entscheidenden Augenblick der Wille des Hauses sich in dem Bekenntnis manifestieren wird, das Gesetz gegen Erpressung könne nicht zustandekommen, weil Herr Bekessy die Unterlassung erzwungen habe. Mit äußerster Spannung, wie sie schon nicht mehr einer Novelle zum Preßgesetz, sondern eher einem Kriminalroman angemessen ist, werde ich die »Lesung« verfolgen; wie ich neulich auch mit wahrer Ergriffenheit die Rede las, die ein sozialdemokratischer Abgeordneter in einer Vertrauensmännerversammlung gehalten hat. »Wir sehen die erschütternde Tatsache«, rief er, »daß Zehntausende Proletarier, die politisch und gewerkschaftlich interessiert sind, bürgerliche Tratschblätter lesen. Dieser Zustand ist nicht länger zu ertragen.« Es mag sich nicht bloß daraus erklären lassen, daß die Bildertechnik der Tratschblätter fortgeschrittener ist als die der Parteipresse, sondern die Tatsache wird erst erschütternd durch die Entschuldigung, daß die Proletarier zu den Tratschblättern auch aus dem Grunde greifen, weil sie dort die Interviews mit ihren Parteiführern finden. Ob die Macht, welche die Unterstützung ihres Schandgewerbes in allen Parteilagern erreichen konnte, nicht auch imstande sein wird, die Behinderung durch dieselben Faktoren abzuwenden, wird sich ja zeigen.

Sollte es, gegen allen Glauben an die Träger sozialer Verantwortlichkeit, geschehen, so gebe ich mich der Vorstellung hin, daß für den gegenständlichen Fall, den als Gegenstand der außerparlamentarischen Debatte zu erhalten ich nicht ermüden will, die vorhandenen Gesetze durchaus zulangend werden — so hoch auch die Verbindungen reichen, so kunstvoll die Anstalten sein mögen, damit das Unsägliche nicht genannt und das Unfaßbare nicht gefaßt

1 s. S. 53 »Andere Sorgen«

werde; und so gut etlichen hochgestellten Subjekten die ungarische Küche, die geistige und insbesondere die leibliche, schmecken mag. Noch heute fühle ich mich — und wieder, nach einem Vierteljahrhundert, der Sozialdemokratie gegenüber — als den Vollstrecker des letzten Willens, den das letzte Wort des alten Liebknecht an mich enthalten hat, mich ermächtigend zum Kampf gegen die Helfer des Bösen in Staat und Presse: »Ich will sie peitschen!« Ich geize nach keinem praktischen Erfolg und würde mich gegebenen Falles mit der tabula rasa begnügen, auf der sie alle, von oben bis unten und von rechts nach links, eingezeichnet stehen werden, die aus Schuld oder Schwäche mich verhindert haben, ein im reinsten Sinne wohltätiges Werk zu Ende zu bringen. Mir steht, zum Unheil dieser absurden Gemeinschaft, der ich doch helfen möchte, keine Exekutive zu Gebote, ich kann nicht verhaften und nicht Gesetze machen. Könnte ich's, so wären Redouten schlechter besucht, und es wäre eine Lust, zu leben! Aber darin täuschen sich die Kreaturen eines Erpressers gründlich, wenn sie glauben, daß mit dem Hohn, den sie dem verzweifelten Kampf um die allgemeine Sache antun, und damit, daß ihnen die Befestigung der gemeinen Sache gelänge, der Schlußpunkt der Affäre gesetzt wäre. Die Furcht vor gesellschaftlichen Mächten, die durch nichts als durch ihre Feigheit bestehen, bannt mich so wenig wie die vor dem Übel selbst, dem sie alle unterworfen sind. Die unsägliche Dummheit der Hoffnung, daß auch mein Mund zum Schweigen gebracht würde, die Idiotie, die den Satiriker zu entwaffnen glaubt, da sie ihn täglich rüstet, ist das Element, in dem ich nicht versage. Wenn es eine Stadt, die ihre Bäder vermehrt, nicht unhygienischer findet, im Unflat der publizistischen Infamie zu ersticken, so kann ich ihr nicht helfen. Meine Sache ist die Klarstellung des Falles, die Abziehung des für eine höher geartete Menschheit Gültigen und die Berichtigung des Wahns, mir könnte in der Pestluft, in der sich das Gesindel wohl fühlt, der Atem ausgehen.

Und dazu freilich auch noch ein Restchen Hoffnung auf eine Justiz, von der ich glaube, daß sie nicht bloß jenes dürftige Gesetz wahrnehmen wird, welches mir zunächst verbietet, in eine lebenswichtige Materie einzugehen, die zufällig den faktenmäßigen und dokumentarischen Gegenstand eines Beleidigungsprozesses bildet. Auf die Dauer vermögen solche juristische Episoden, die doch eben den Wert haben, die Hauptsache in Fluß zu bringen, ihr nicht zur Deckung zu dienen, und ich gebe mich der Zuversicht hin, daß die Justiz über allen versagenden Mächten dieses Gemeinwesens ihrer eigentlichen Bestimmung zum Rechten zu sehen, gerecht werden wird — damit sich das Wort endlich einmal bewähre: *extra Hungariam non est vita*, weil hier Akten leichter entstehen als verschwinden. Es wäre doch ein satanischer Witz des Schicksals, wenn wir schon vor dem Kehraus der Lustbarkeit halten: daß der Abend angebrochen wäre und die Stunde versäumt! Ich halte das schlechterdings für unmöglich, weil ich glaube, daß sich selbst unter dem stefansturmhohen Schmutz von Zeit und Örtlichkeit elementare Bedürfnisse nicht ersticken lassen. Ihre Befriedigung wäre freilich auf geräuschlosere Art zu erzielen, und ich will die befristete Erwartung, die ich in alle Interessenten dieser Angelegenheit setze, auf die Persönlichkeit ausdehnen, deren Interesse nicht geringer und deren Verlässlichkeit in der Wahl der richtigen Mittel mir bekannt ist: auf ihn selbst, unseren Mitbürger. Er hat, da die Zeit der Feste vorbei ist und das Wiener Klima, besonders um die Abendstunde, rauh, einen Erholungsurlaub angetreten. Ich rate ihm, nicht mehr zurückzukehren. Wenn er es aber schon der bekannten Sorge für die dreihundert Angestellten schuldig wäre, die sonst zu unmittelbar der weit größeren Zahl jener zugesellt würden, die weiß Gott eine ehrlichere Arbeit verlassen mußten — wenn er also

gezwungen wäre, seine Angelegenheiten, die mit dem wirtschaftlichen Wohl der Wiener Bevölkerung keineswegs zusammenhängen, persönlich in Ordnung zu bringen, so denke ich mir gleichfalls den 1. Mai als den abschließenden Termin seiner Wiener Wirksamkeit, ohne jedoch seine linksradikale Gesinnung noch zur Teilnahme an dem Festtag des Proletariats zu verpflichten.

Wohl weiß ich, daß ihm sein Hierbleiben jetzt zur Ehrensache geworden ist und in einem höheren Maße als uns allen. Aber ich weiß auch manches andere, ich bin in der beneidenswerten Lage, frei von Menschenfurcht sprechen und handeln zu können, ich lebe außerhalb des Ringes der Interessenten, außerhalb des circulus vitiosus, der die Würdenträger und Ehrenmänner dieses Landes gefangen hält, und so kann ich nie zum Opfer einer Erpressung werden, gegen die ich wirke. Ganz im Gegenteil, Erpresser bin ich selbst, wenn's darauf ankommt, eine Stadt mit der Wiederherstellung der Ehre und Bewahrung des Eigentums zu bedrohen, in der Absicht, die Leistung eines Gesetzes, die Unterlassung von Interviews und die Nichtduldung eines Banditenblattes zu erzwingen. Meine Erpressung an den Politikern aller Parteilager ist ferner auch durch die Drohung gegeben, daß ich, wenn sie nicht aufhören werden, sich vor Herrn Bekessy zu fürchten, ihnen die Furcht benehmen werde, und diese Drohung könnte immerhin geeignet sein, den Bedrohten mit Rücksicht auf die Verhältnisse und die persönliche Beschaffenheit derselben begründete Besorgnisse einzuflößen. Daß ich aber auch an Bekessy selbst schon die längste Zeit Erpressungen versuche, und mit einer Spannkraft, um die er mich beneidet, ist bekannt. Ich habe jedoch bei ihm bis heute nichts erreicht als eine größere Summe an Prozeßkosten, während er allen Versuchen, ihm auch eine Verletzung an der Ehre beizubringen, Widerstand leistet. Gleichwohl habe ich die ernstesten Absichten mit ihm. Gegen einen Gesetzentwurf wird er sich zu waffnen wissen, solange er auf die Erkenntlichkeit der Politiker hoffen darf. Aber — was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe — wir wollen zufrieden sein, wenn wir Gesetze, die wir schon haben, angewendet sehen ¹ und wenn mit einem konfiszierten Revolver Bresche geschossen wird in die Mauer, die anrühige Politiker einem ruchlosen Geschäft gemacht haben und hinter der wir nicht mehr atmen wollen!

1 » ... wenn wir Gesetze, die wir schon haben, angewendet sehen ... «. Und heute, 100 Jahre später im McCarthy-Deutschland, wünschen wir genau Dasselbe. Unser schönes Land wird von einer Lumpenregierung mißbraucht, die Rote SA darf tun, was sie will und wird noch von **unserem** Geld bezahlt, Asylbanditen, sogenannte »Flüchtlinge«, die nur vor ihrer eigenen Indolenz flüchten und als Kriminelle sich in Milde gegenseitig übertreffende Richter vorfinden — das alles ist die »bunte« Republik Deutschland (von schwarzen Burkas repräsentiert), die »weltoffen« (für Verbrecher aller Art) und »tolerant« (gegenüber islamischer Vielweiberei, Kinderehen, Knabenbeschneidung, Schächten usw.) ist und »gegen Rechts« (also gegen alle, die die Blockparteien ablehnen) kämpft, dabei den »Aufstand der Anständigen« (Begriff stammt von einem Rothschild—Mitarbeiter und früherem Bundeskanzler) organisiert und dabei »ein Zeichen setzt«.

(Unverkäuflicher Anzeigenraum)

VERLAG „DIE FACKEL“, WIEN

WOLKENKUCKUCKSHEIM

Phantastisches Versspiel
Broschiert Kč 20.—, Leinen Kč 28.—

TRAUMSTÜCK

Pappband Kč 15.—, Leinen Kč 20.—

TRAUMTHEATER

Pappband Kč 15.—, Leinen Kč 20.—

LITERATUR, Magische Operette
Pappband Kč 12.—

UNTERGANG DER WELT DURCH SCHWARZE MAGIE

Broschiert Kč 50.—, Leinen Kč 60.—

SITTLICHKEIT UND KRIMINALITÄT

Broschiert Kč 44.—, Leinen Kč 54.—

SPRÜCHE UND WIDERSPRÜCHE

Broschiert Kč 35.—, Leinen Kč 45.—

PRO DOMO ET MUNDO

Broschiert Kč 24.—, Pappband Kč 30.—

NACHTS

Broschiert Kč 25.—, Leinen Kč 33.—

WORTE IN VERSEN I—VIII

Pappband je Kč 22.—, Leinen je Kč 25.—

AUSGEWÄHLTE GEDICHTE

Kartoniert Kč 7.—

In Buchhandlungen darf auf diese Preise kein Verkaufszuschlag gemacht werden

**DIE LETZTEN TAGE DER MENSCHHEIT
DIE CHINESISCHE MAUER / WELTGERICHT**

sind vergriffen. — Neuauflagen in Vorbereitung.

(Unverkäuflicher Anzeigenraum)

FRANZ JANOWITZ: AUF DER ERDE

GEDICHTE mit einleitenden Versen von Karl Kraus (Drugulin-Druck)
KURT WOLFF VERLAG / MÜNCHEN — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Soeben
erschienen: **ERINNERUNG AN GEORG TRAKL**

Mit zwei Bildnissen, zwei faksimilierten Handschriftproben und einem Bild
der Grabstätte des Dichters auf dem Friedhof von Mühlau bei Innsbruck
BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

PETER ALTENBERG / DER NACHLASS

S. Fischer, Verlag, Berlin

Verlag Jahoda & Siegel, Wien—Leipzig

Mechtilde Lichnowsky: Der Kampf mit dem Fachmann

Broschiert Rm. 3.60, Leinen Rm. 4.80

Verlag der Buchhandlung Richard Lányi:

Nestroy: Der konfuse Zauberer

Bearbeitung, Zusatzstrophen und Nachwort von **Karl Kraus**
Mit einer Notenbeilage

Kartoniert Rm. 2.—

Ein Teil des Ertrags für eine Verwandte des Dichters

Die Zusendung von Drucksachen, Ausschnitten, Einladungen
oder Mitteilungen irgendwelcher Art ist
unerwünscht. Eine Prüfung von Manuskripten erfolgt in keinem
Falle. Rezensionsexemplare werden verkauft, der Erlös wie auch
die eingesandten Porti einem wohlthätigen Zwecke zugeführt.

Insbesondere werden auch die Herausgeber von Zeitschriften
ersucht, deren Sendung zu unterlassen. Tausch-, Probe- und Frei-
exemplare der Fackel und der Bücher des Verlages der Fackel
werden nicht abgegeben.

Spenden zu wohlthätigem Zwecke mögen nicht an den Verlag, der
nicht über den zu ihrer Verwaltung erforderlichen Apparat verfügt,
sondern unmittelbar an die Vereine oder Personen, denen sie
zugedacht sind, abgeführt werden, etwa mit Berufung auf die
Fackel und deren gleichzeitiger Verständigung.

Inhalt der vorigen siebenfachen Nummer 717—723, Ende März 1926:

Die Presse. Von Wilhelm Liebknecht, vom Papst und von Honoré
de Balzac / Briefe Wilhelm Liebknechts / Notizen / Kerr in Paris /
Hofmannsthal. und die Bezüge / Glossen / Unter aromatischen
Menschen / Das geht nicht / Vorlesungen / Verkürzte Achtung /
Der Nichtgenannte

Eigentümer, Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus, Wien
Druck von Jahoda & Siegel Wien III., Hintere Zollamtsstraße 3